Paed. Pr.
3984.

Paed. Pr. 3984

~~8.98.~~

Waitzmann

Paed. Pr. 3984

~~8.981~~

Waitzmann

Der Glockengießer in der Schenke.

Meister Gräth,

der Glockengießer,

und

die Sturmglocke zu Augsburg.

Ein historisches Sitten- und Charakter-Gemälde
aus dem Mittelalter,

für

die reifere Jugend und Jugendfreunde

entworfen,

von **J. G. Waitzmann,**
Verf. des Morgen in der Wallfahrtskirche u. s. w.

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg, 1842.
Verlag von **Lampart & Comp.**

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Die Wallfahrt auf den Kobel.

Es war ein lieblicher Abend des Spätsommers. Die Schwüle der Luft ward durch einen Mittagsregen abgekühlt worden. Die Sonne schwamm zwischen einzelnen Wölkchen, deren Saum vergoldet war, dem Rande des blauen Himmels immer näher.

Um das schöne Schauspiel des Abends zu genießen, ging ich längst dem Vorsaume eines grünenden Waldes, der auf der Westseite eines Hügels sich hinaufzieht, hin, um das schöne Schmutterthal von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne vergoldet zu sehen. Die verlängerten Schatten der Gebäude und Bäume hatten eine herrliche Schattirung in dieses liebliche Gemälde geworfen. Endlich sank die Sonne hinunter in majestätischer Größe. Ueber sie schlugen am untersten Rande des Gesichtskreises die silbernen Wellen des Wolkenmeeres im Triumphe zusammen. Diese malerische Aussicht wurde belebt von dem wiederhallenden Geläute der heimkehrenden Heerden, und dem Geschäcker der fröhlichen Land-

leute, die von der Mühe des Tages zum ländlichen Mahle zurückwalleten.

Bereits fing die Dämmerung an, ihren grauen Schleier über das Thal zu weben. Eine feierliche Stille herrschte um mich her. Nur ein sanftes Lüftchen wiegte sich über mir, säuselnd in den Aesten einiger Birken. Ich ging weiter. Da entfaltete sich vor mir eine Ebene, mit abwechselnden Hügeln, daliegend im Silberglanze des Mondes. Die mondhelle Nacht war so mild und freundlich, daß ich, nach dazwischen gemachten Ruhepunkten, bis zum Anbruch der Morgendämmerung fortgewandert wäre.

Um ein wenig der Ruhe zu genießen, setzte ich mich auf einen bemoosten Stein nieder. Ich fühlte an dieser Stelle etwas Feierliches. Die Aussicht, die ich von meinem Ruheplatz über die in einem lächelnden Schlummer daliegende Gegend hatte, war vortrefflich. Nichts war mehr zu hören, als der dumpfe Schlag der Kirchenuhren von den umliegenden Dörfern, oder das Klappern einer Mühle und das antwortende Gebelle der wachsamen Hunde. Ruhe und Schlaf kann ich mir in keinem lieblichern Bilde vorstellen, als unter jenem, das damals vor mir lag. Wenn die Nacht eine Hülle der Finsterniß darüber ausgebreitet hätte, so würde ich etwas ganz anderes dabei gefühlt haben. Aber jetzt erleuchtete es das Licht des Mondes und der Sterne in einem so sanften Kolorit, daß es dem Auge des Körpers und des Geistes ungemein wohl that. Ich sah nämlich an den Gebäuden der Dörfer, die so oft durch die Fackel des Krieges in Asche gelegt worden und

an den mit reifen Saaten bedeckten Feldern so deutlich, daß Ruhe des Schlafes nur eine Pause ist zwischen der lebendigen Thätigkeit der Vergangenheit und der Zukunft. Und während dieser Pause ist Alles in der Natur umher so freundlich, und wirksam nach der weisen Anordnung des lieben Gott, obgleich nicht, wie am vollen Tage, der liebliche Lerchenchor seine Frühlobgesänge anstimmt; obgleich kein glänzendes kleines Insektengeflügel und leichte Libellen langsam in den Lüften auf- und niederschwimmen, und mit sanftem Flügelschlag wie betrachtend vor mir stehen, und nur die süße feine Kost einzuathmen scheinen, welche die Sonne aus dem Duft des wohlriechenden Heues im Wiesengrunde und aus dem Balsam der Waldblumen bereitet, und die mich, einen Freund der lieben, freien Natur, oft in würzeschweren Wogen umfluthete, während ich tausendmal mit inniger Freude bewunderte, wie die Ameise ruhig hinausschaute zwischen Moosblüthen in's weite helle Land, und nur der kleine rothe Siebenpunkt gesättiget dasaß und sich still auf den gebogenen Halmen wiegte, als horchte er verwundert, wie sein Nachbar, auf all das liebe Getön um uns her; wie ein Bienchen Honig sammelte von einer Blume zur andern, und ohne es selbst zu wissen, die ganze Wiese befruchtete.

Der Blick aber, den ich über mich an das blaue Gewölbe des Himmels hinaufwarf, erfüllte meine Seele mit Empfindungen, die ich, aus Staub geschaffener Mensch, kaum zu fassen vermochte. O, ich will mit Dank schweigen von dem herrlich-rührendem

Schauspiele, das sich da dem Auge eröffnet, wenn der trauliche Mond so sanft hinschwimmt, indem sich rund umher das Heer der Sterne lagert, bald einsam, bald in geselligen Haufen, bald in strahlenreicherm Schimmer und bald in matterem Glanze. Mein Geist verlor sich in den Tiefen der Unermeßlichkeit. Ein einziger Blick an den mit Sternen besäeten Himmel predigt den allmächtigen Schöpfer, den Urquell aller Wesen, laut und majestätisch in der unbegreiflichen Größe und Macht. Denn jeder von diesen unzählbaren glänzenden Punkten ist eine Sonne, um die sich wieder mehrere Erden wälzen, die als Theile des großen bewegten Weltganzen ein eigenthümliches Wesen, weder organisch, noch unorganisch, wie das ganze Universum nnd wie alle Planeten, beständig im Werden, Entwickeln und Verändern sind, und deren Leben einerseits von Innen, anderseits von Aussen (Welt, Sonne, Mond) nach Gottes ewigem Rathschluße angeregt und erhalten wird. „O, die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich, wie am ersten Tag! Ja, wohl erzählen die Himmel die Größe Gottes.“ Ja, Gott der Christen! auf den Gewässern des Abgrundes und unter dem unermeßlichen Himmelsgewölbe hast du am stärksten die Züge deiner Allmacht eingegraben. O, des prächtigen Schauspieles! Millionen strahlenversendender Sterne hängen am dunkeln Azur des hohen Himmeldoms! Der Mond hat den Stand in der Mitte des Firmamentes! Das Meer erscheint ohne Gränzen, und das Unendliche des Himmels spiegelte sich in dem Unendlichen der Gewässer.

Mit diesen Vorstellungen verließ ich, in Gedanken versunken, den bemoosten Gränzstein, um noch vor Mitternacht das nahe Markt, ein Schloß und Dorf zu erreichen, wo ich mir für diese Nacht ein Lager bestellt hatte. Hier angelangt labte ich mich mit einem nährenden Abendimbiß, und begab mich alsdann zur Ruhe.

Sobald der Hahn durch sein Krähen den morgenden Tag begrüßte, stand ich auf und wallte gleichsam neuerquickt dem schön gelegenen Biberbach zu, wo ich dem dasigen Herrn Pfarrer und Kammerer des Kapitels Westendorf, Herrn Steinbeißer, meinem wohlmeinenden Freunde, einen Morgenbesuch abstattete. Mit wahrer Freude empfing mich der noch muntere und rüstige Greis, und führte mich in die berühmte Wallfahrts-Kirche, wohin aus der Nähe und Ferne Tausende von frommen Pilgrimen zum gekreuzigten Heiland wallen, und dort vor dem Bilde des Erlösers ihr schwer bedrängtes Herz zu erleichtern und mit Trost und Erhörung ihrer Bitte von dannen zu ziehen. Die Geschichte dieses Kreuzes hier zu erzählen, wäre zu weitläufig, und ich will das Geschichtliche dieser Wallfahrt nur mit wenigen Worten berühren. Das heilige Kreuz wurde im Jahre 1525 aus Würtemberg nach Biberbach gebracht und in der Kirche aufgestellt. Während des Schweden-Krieges mußte dieses Symbol der Erlösung, um es vor aller Entehrung zu schützen, verborgen werden. Als endlich durch den Frieden von Osnabrück und Münster die langersehnte Ruhe wieder hergestellt war, wurde das heilige Kreuz wieder in die Kirche ge-

bracht. Bald aber nahm die Anzahl der frommen Wallfahrer, welche aus Verehrung diesen Gnadenort besuchten, so zu, daß die alte Kirche dieselben nicht mehr zu fassen vermochte, und somit eine neue Kirche gebaut werden mußte. Den Bau begann der damalige für die gute Sache eifernde Pfarrer, Namens Anton Ginther, im Jahre 1648, theils aus eigenen Mitteln, theils aus Opfern, welche zu diesem frommen Zwecke reichlich floßen. Als endlich im Jahre 1694 die Kirche und das Priesterhaus vollendet war, wurde am 30. November das heil. Kreuz ober dem Choraltar, an dem Ort, wo es jetzt steht, zur Verehrung aufgestellt.

Nachdem ich also in der berühmten Wallfahrtskirche einer heiligen Messe beigewohnt hatte, nahm ich von dem braven Herrn Pfarrer Abschied und ging langsamen Schrittes über die weiten Felder dem Wallfahrts-Orte Kobel zu. Ich nahm meinen Weg dahin über Hainhofen, weil ich dort den Herrn Pfarrer, einen Studienfreund, besuchen wollte. Doch da ich diesen, weil er in Amtsgeschäften abwesend war, nicht traf, zog ich mich längs dem alten Schlosse der nahen Schmutter zu, welche da ihre frischen Fluthen vorüberwälzt und unterhalb Nordheim bei Donauwörth in die Donau mündet. Theils mit freudiger theils mit wehmüthiger Erinnerung heftete ich meinen Blick auf das jetzt von Rehlingen'sche Schloß. Ich gedachte nämlich mit Schmerzen jener für die Ebene zwischen Lech und Schmutter traurigen Zeit, wo beide Lande noch nicht derselbe Herrscher unter seinem milden und gerechten Scepter vereinte, son-

dern wilde Fehden und Kriege die friedlichen Dörfer der unschuldigen Landleute verheerten und niederbrannten. Ich gedachte mit Wehmuth jener Zeit, wo Herzog von Bayern unter andern Ortschaften zwischen Schmutter und Lech auch Radau, welches dem Bürgermeister Leonhard Langenmantel, Göggingen, das dem Andreas Fickinger, Wöllenburg, das dem Georg Onsorg, Leutershofen, das dem Langinger gehörte, nebst Pfersee, Inningen u. s. w. in Asche verwandelte, und mit gleichem Loose die Burg Hainhofen, ebenfalls ein Besitzthum des Bürgermeisters Langenmantel bedrohte, und bereits Anstalten getroffen hatte, diese Burg zu erstürmen, möchte deren Bestürmung auch noch so viel Zeit und Menschen kosten. Ich gedachte dagegen mit frohem Gefühle der großherzigen Sibylla, der klugen Gemahlin des benannten Bürgermeisters, welche aus dem Geschlecht der Edlen von Gossenbrot, persönlich zum erzürnten Herzog sich begab, um ihn um Aufhebung der Bestürmung anzuflehen. Die eben so schöne, als geistreiche Frau kannte nämlich die wenigen Mittel, welche in der Burg zum Widerstande bereit waren, und trat daher unerschrocken vor den Herzog, dem sie mit der Bitte um Schonung einen goldenen Lorbeerkranz überreichte, um welchen sie eine von ihrem Hals genommene Perlenschnur gewunden hatten, und also sprach: „Vergönnet mir, gnädiger Herr! Euch mit diesen Perlen die Millionen Thränen bezeichnen zu dürfen, aus denen der Heldenlorbeer aufzusprossen pflegt! Lasset aufhören die Flammen, die nun so lange schon täglich die umliegenden Dörfer verhee-

ren, lasset aufhören die Blutströme, welche die Erde färben! Wie mag nur ein großes Herz, dem Euren gleich, sich an der Spitze der Verwüster gefallen?«

Der Herzog nahm die Bitte der edlen Frau, deßgleichen ihr Geschenk freundlich auf, und ertheilte sogleich Befehl, die Belagerung aufzuheben und die Feindseligkeiten gegen Hainhofen einzustellen. So ward dieser Ort durch den Muth dieser edlen Frau gerettet, und steht noch da als Besitz einer alten Adelsfamilie.

Kaum hatte ich diese Erinnerung der stürmischen Vorzeit in meinem Innern geschlossen, als ich auf dem Spiegel der Schmutter einen Nachen mit Holz beladen herabfahren sah. Gewohnt bei jedem Gegenstande, der sich meinem körperlichen Auge darbietete, auch das Auge meines Gemüthes aufzuschließen und das Symbolische in dem kleinsten Geschöpfe oder Menschenwerke zu beschauen, zu betrachten und zu erforschen, und in dem Werke den Urquell alles dessen, was lebt und schwebt, zu bewundern und zu preisen und dann eine Nutzanwendung für mich und Andere daraus zu ziehen, sah ich schweigend dem Wasser durchfurchenden Nachen nach und dachte bei mir selbst: »Dieser Nachen sei mir ein beladenes Schiff, die untiefe Schmutter der unergründliche und unermeßliche Ocean. Fragen wir nun: Was ist der menschliche Körper? Was ist das Leben des Menschen? Ich antworte: »Der menschliche Körper gleicht einem Schiffe, auf welchem die Seele bei der Geburt sich einschifft, um durch das sturmbewegte, unruhige Meer dieses Erdenslebens in das

ewige Jenseits hinüberzusteuern. Die Schiffleute dieses erbärmlichen gebrechlichen Fahrzeuges sind die fünf Sinne des Menschen, aber der Steuermann desselben heißt Eigenliebe. Der Kompaß des Schiffleins ist die schnöde Wollust, seine Flagge die Thorheit. Seine günstigen Winde, die seinen Lauf beflügeln, sind die Täuschungen und Schmeicheleien dieser Welt, seine Segel sind aus einem Gewebe menschlicher Gebrechlichkeit zusammengeflickt. Die Niedrigkeiten und Geringfügigkeiten, die seinen Geist beschäftigen und womit sein Geist sich beschäftiget, machen die Tauwerke aus, und die eitlen Hoffnungen sind die Anker. Seine ganze Ladung besteht aus Verbrechen und Irrthümern; mit welchen es dem unvermeintlichen Hafen zusegelt, der da heißt Reue und Verzweiflung. Was Wunder also, wenn ein so schwaches, so schlecht ausgerüstetes und so übel geleitetes Schiff oft scheutert und versinkt, indeß die Seele so häufig an den zahllosen Klippen anstößt und Schiffbruch leidet, die in dem unermeßlichen Ozean der Welt verborgen sind, ehe sie den Hafen des Heils erreichen kann.

Die unvorsichtige Jugend schifft sich in ihrer natürlichen Blindheit leichtsinnig ein, ohne sich mit den Bedürfnissen zu versehen, die zu solch' einer gefahrvollen weiten Fahrt nöthig sind. Nur zu oft und blindlings überläßt sie das Steuerruder der stürmischen Gewalt ihrer zügellosen Leidenschaften. Ganz anders verfährt dagegen der Weise. Dieser wählt zu seinem Kompaß den göttlichen Willen; und sein

Steuerruder ist die Gottesfurcht. Die tausend Mühseligkeiten dieses vergänglichen Lebens, das die Alten nicht mit Unrecht ein Thal der Zähren nannten, sieht er als günstige Winde an, indeß seine Segel angeschwellt sind von Geduld und Langmuth. Aus den Tugenden bestehen seine Schiffsleute, und Gott selbst ist sein Steuermann. Die Beharrlichkeit bildet sein Tauwerk und feste Hoffnung seine Anker. Seine Flagge ist ein Kreuz mit einem himmelblauen Fähnlein. Aus guten Werken besteht die Ladung des Schiffes; daher ist der Hafen, vor welchem er endlich Anker wirft, das Reich der ewigen Glückseligkeit. Hier setzt er an's Land, hier kann er nicht mehr ausgleiten, sondern genießt freudig der ersehnten Ruhe, der Belohnung seiner Mühen und Anstrengungen. Hier endlich verläßt die Seele ihr armseliges Schiff, welches bald zu Staub wird, aus dem es entstanden und schlägt ihre fernere ewige Wohnung in jenen anmuthigen Gefilden Edens auf, welche von Anbeginn den Seligen bestimmt sind.

Während ich solchen Betrachtungen hingegeben war, ertönte hinter mir gar traulich: „Gelobt sei Jesus Christus!“ „In Ewigkeit, Amen!“ war meine Antwort! Und in demselben Augenblick ging ein Zug kindlich frommer Wallfahrer an mir vorüber. Den Rosenkranz in der Hand und dieses herzerhebende Gebet betend zogen sie langsamen Schrittes den Berg hinan, auf welchem zwischen Fichten und Tannen die Wallfahrtskirche, der Kobel genannt sich erhebt, welches Kirchlein der fromm gesinnte Karl

von Langenmantel im Jahre 1602 nach dem Modell der Kirche zu Loretto erbaute. Ich folgte den frommen Pilgern zu dem Kirchlein, das Gott mit so vielen Gnaden verherrlichet hat. Es gewährte einen freudigen Anblick als die frommen Landleute in glühender Andacht vor dem Marienbilde auf ihre Kniee sich niederwarfen, und ihre leidenbelasteten Herzen entluden und öffneten, und ihre frommen Gebete zur Himmelskönigin stammelten. Ich knieete nieder mit den Pilgern und betete und mischte meine Stimme in ihre Litaneien. Ich vergaß meine Stellung als Beobachter und dachte nur mehr an Gott und die Anwesenden. Hier lernte ich nun begreifen, was die Wallfahrt ist, ich begriff diesen frommen Gebrauch unserer Väter, den man in unsern Tagen, die man die Zeit der Aufklärung nennt, so sehr herabwürdiget; ich begriff ihre Tröstungen und Hoffnungen; das fromme Gefühl, das sie einflößt; das Vertrauen, das sie nährt. Es schien, als öffnete sich am Fuße dieses Altars eine neue Quelle des Trostes für mich. Ich entdeckte hier eine mir bisher unbekannte Schutzwehr gegen die Drohungen der Zukunft: eine Hülfe, die ich in bösen Tagen nicht vergebens anrufen werde, und ich fühlte, daß ich eines Tages abermals auf den Kobel pilgern werde.

So sank der Tag allmählig dem Abend entgegen, der so schön war, als der des gestrigen Tages. Ich richtete von der Kobelhöhe aus nochmal meinen Blick nach der weltberühmten Römerstadt, der alten Augusta, und schaute mit gierigem Auge aus weiter Ferne nach den Kuppeln des ehrwürdigen Rath-

hauses, ehe noch die hinwegsinkende, purpurrothe Sonnenscheibe mit ihren letzten Strahlen in violettem Dämmerlichte die Zinnen der stolzen Thürme begrüßte. Ich stieg nun herab von der Anhöhe, und eilte der ehrwürdigen Augusta zu.

Schon hatte ich die Hälfte des Weges zurückgelegt, als in einer geräumigen Entfernung eine Feuersäule emporstieg, und ihre Röthe mit dem Roth der untergehenden Sonne vermischte. „Es ist ein Brand“, sprach ein Mann in grünem Rocke zu seinem Begleiter, und hielt an auf der hölzernen Brücke, welche sich über die Wertach ausdehnt, und den Verkehr zwischen der Stadt und dem andern Ufer des Flußes befördert.

»Ihr habt recht“, versetzte der Begleiter, indem er mit seinem Rohrstocke nach der Gegend hin zeigte, wo die Feuerröthe den Horizon weithin erhellte. „Ich wünschte den Leuten nur unsere Feuerspritze Nro. 1 — diese würde aus ihrem Schlunde gewiß eine solche Wassermasse auf die brennenden Theile schleudern, daß sie unter ihrer Gewalt zusammensinken und brechen müßten.“

„Ja, die Feuerspritze Nro. 1 — erinnert zudem auch eine Begebenheit, welche ich oft mir in's Gedächtniß zurückrufe“, versetzte der Mann im grünen Rocke, — „würde ich nicht von der Wahrheit der Begebenheit so gewiß überzeugt sein, ich möchte die ganze Geschichte für ein Mährchen halten; denn die ganze Sache hat zu viel Aehnlichkeit mit dem Glockenguß zu Breslau.“

„Ihr reizt meine Neugierde“, entgegnete der Begleiter; »lasset einmal hören.“

„Für heute ist es nicht möglich«, erwiederte der Mann im grünen Rocke, doch wollet Ihr mich morgen Abends in meinem Hause besuchen, so bin ich bereit, Euch die ganze Geschichte zu erzählen. Sie ist überhaupt mit der Geschichte unserer lieben Vaterstadt Augsburg innig verwebt und ein Charakter- und Sittengemälde der grauen Vorzeit.«

Kaum hatte ich diese Worte des biedern Mannes vernommen, als auch ich mich in das Gespräch mischte, und ihn bat, gleichfalls Zuhörer bei der Erzählung sein zu dürfen, weil mich überhaupt dasjenige sehr anzieht und anspricht, was auf Alterthum und Geschichte Bezug hat.

Der Mann im grünen Rock bot mir seine Rechte, nannte mir seinen Namen und seine Wohnung, und bewilligte mir mit aufrichtiger Zuvorkommenheit den morgigen Besuch. — Seiner Erlaubniß gemäß schrieb ich zu Hause die ganze Erzählung nieder, und übergebe sie hier, nur mit weniger Veränderung und Ausarbeitung des schlichten Vortrags, ohne aber der Wahrheit der Geschichte selbst den geringsten Abbruch zu thun, dem lesenden Publikum.

Sollte es an dieser Erzählung Gefallen finden, so sollen, wenn Gesundheit und andere wissenschaftliche Arbeiten es mir gestatten, bald mehrere anziehende historische Sittengemälde aus Augsburgs Vorzeit dem freundschaftlichen Leser sein Verlangen befriedigen.

Zweites Kapitel.

Der Besuch.

Noch hatte die Sonne des kommenden Tages ihre letzten Abendstrahlen nicht über die friedlichen Hütten und stolzen Paläste verbreitet, als Meister Veit, ein ehrlicher Weber, für heute sein Tagwerk endete, um voll Neugierde aus seines Freundes Mund die versprochene Geschichte zu vernehmen. „Heute", — sprach er in freudigem Ton zu seiner liebenden und getreuen Gattin — „heute besuche ich meinen Freund Ulrich, den geschickten Schlosser; er wird mir durch eine Erzählung aus der Vorzeit einen vergnügten Abend verschaffen. Darum will ich für heute die begonnene Arbeit schließen: Morgen eine Stunde früher ans Tagwerk bringt das versäumte wieder ein!"

Gerne gönnte ihm seine sorgsame, häusliche Gattin, eine liebreiche Mutter ihrer Kinder, diese kleine Erholung; ja sie freute sich wohl, wenn ihr Gatte manchmal durch einen Labetrank oder durch trauliches Gespräche mit seinen Mitbürgern von den drükkenden Mühen des Tages sich erquickte. Denn sie lebte als vernünftiges Wesen, welches das Haus zu ordnen verstand, und als Seele des Familienglückes, in einer Zufriedenheit und Eintracht, wodurch nicht allein die häusliche Wohlfahrt befördert wird, sondern wovon auch das Bürgerglück und Staatenwohl

abhängt. Ihre zwei kleinen Kinder genossen einer ächt bürgerlichen Erziehung, weit entfernt von eitelm Prunk und übertriebenem Wesen, einer Erziehung, welche werkthätiger für eine glückliche Zukunft dies-seits und jenseits eingriff, als manche sogenannte Modebildung der verfeinerten Welt, die bei überspannten Forderungen an Eltern und Kindern den eigentlichen Zweck der Forderung selbst vergißt, und dabei Zerrbilder des menschlichen Lebens liefert, welche gegen alte Einfachheit und schlichten Biedersinn und kräftige, gereifte Sittlichkeit mehr abstehen, als ein vom Borkenkäfer — ich will nicht sagen vom Wurme — angegriffener Baum von der starken, gesunden Eiche der deutschen Urwälder. Und so waren sie glücklich, aber beneidet von niedrigen Menschen, die sich bei ihrer sittlich- und bildungsarmen Beschränktheit das Glück und den Wohlstand einer fleißigen, einträchtigen Familie nicht enträumen konnten.

Mit raschen Schritten flog Meister Veit nach der Wohnung des Schlossers, wo ich bereits angekommen war, und zugleich gastfreundlich eingeladen wurde, an dem einfachen Abendessen Theil zu nehmen. Ich glaubte, es dem aufrichtigen Biedermanne nicht abschlagen zu dürfen, weil sein Anerbieten aus gutem Herzen kam, und auch seine freundliche Hausfrau und ihr zehnjähriges blundgelocktes Söhnlein so artig damit einstimmten. Nach verrichtetem Tischgebete setzten wir uns auf die hölzerne Bank nieder. Das frugale Mahl ward bald eingenommen, und wir standen vom Essen auf. Und siehe! da erhob sich der Hausvater mit den Worten: „Wenn du gegef-

sen hast und satt bist, so sollst du den Herrn, deinem Gott, loben für die Gaben, die er dir gegeben hat. So hüte dich nun, daß du des Herrn deines Gottes nicht vergessest.“ Und nun fingen wir alle an, dem Herrn betend zu danken.

Mir war ganz wohl um das Herz, als ich diesen löblichen frommen Gebrauch in dieser Familie gewahrte. Schien es mir ja, als sei ihr Tisch ein kleiner Altar, und die Stunde des Essens ein Dankopfer dem Allerhöchsten. O möchte in keiner Familie das Tischgebet fehlen. Gibt es ja immer weniger Zeit und Anlaß, wo die ganze Familie sich versammelt, hat ja der Hausherr und Meister immer weniger Gewalt, ein Wort der Ermahnung und Strafe zu sprechen: — so vereine sie doch das Tischgebet, und im Gebet werde der Ernst des Lebens kund gethan und ergriffen. Ich konnte mich nicht zurückhalten, dem herzlichguten Meister Ulrich meine Freude über diesen frommen Gebrauch laut auszusprechen, zumal da ich auf frühern Reisen in manchen Gasthäusern und später an den Tischen vornehmer Reichen gespeiset, wo zwar Tafelmusik war und lustige Gesellschaft, aber das Tischgebet, die eigentliche Würze der Speisen, fehlte. Dagegen traf ich auf dem Lande, ausserhalb der düstern Mauern der Städte und der mehrstöckigen Paläste der Reichen, deren Gott ihr Mammon ist, fast überall diese alte, schöne Sitte.

Meister Ulrich erwiederte mir: „Lieber Mann! Dieses ist ein Vermächtniß in unserer Familie; und

es soll sich bis auf das letzte Glied in derselben fort- erben. Warum sollte der Städter nicht danken für das Gute, das er vom lieben Gott empfängt: soll er weniger Christ sein, als der Landmann; oder bedarf er weniger wie dieser den Segen, der von Oben kommt? Siehe, es richtet der fleißige Landmann aus dem reifenden Aehrenfeld dankend und flehend einen Blick zum Himmel empor; es beugt sich im einsamen Kämmerlein manch wundes Knie; auf hoher Alpen- firne, dem Söller der Erde, faltet die Andacht lob- preisend ihre Hand. Aber wo und wann ist das Be- ten natürlicher, als beim Beginn und beim Schluße der Mahlzeit? Gaben Gottes sind vor uns; er seg- net unsere Arbeit. Wir haben zu essen, und wir mö- gen essen. Sind wir auch Alle da? Wie sind wir so reich! Gott Lob, kein Glied der Familie liegt krank auf seinem einsamen Zimmer; kein verlorner Sohn irrt in der Fremde. Ja dieses über Tischbe- ten setzt uns so recht in das menschliche Verhältniß, lehrt Liebe, stärkt für die Arbeit und ermundert zur Wohlthätigkeit, ist eine veste Wehr gegen Kälte, Uebermuth und Unmäßigkeit. Merket dort, schon die kleinen unbändigen Buben üben sich die Sinne zu bezwingen, nicht alsbald greifend nach dem, was der Gaumen verlangt, nicht das Leibliche zur Haupt- sache wachend. Und die Erwachsenen vernehmen Jesu: „Friede sei mit Euch!“ Jesu, den sie zu Gast gebeten, ist, der liebevollen Einladung folgend, gewiß mitten unter ihnen. Wenigstens, in- dem sie den körperlichen Hunger stillen, ist es ihnen, als hörten sie seine Predigt: „Selig sind, die

da hungern und dursten nach Gerechtigkeit; denn sie sollen gesättiget werden.«

So schloß Meister Ulrich seine fromme und wahre Bemerkung; als Meister Veit eintrat, mit dem schönsten Willkomm: „Gelobt sei Jesus Christus!« — »In Ewigkeit, Amen!« war unsere Erwiederung. „Verzeihet, daß ich Euch so frühe besuche“, sprach der Eingetretene, »die Neugierde läßt mich nicht mehr harren: ich bin voll der Erwartung, aus Eurem Munde die versprochene Erzählung zu vernehmen, und habe deßhalb auch für heute meine Arbeit eine Stunde früher, als gewöhnlich, beendet. „Gerne verziehen“, versetzte Ulrich, »ein Biedermann, wie Meister Veit, ist zu jeder Stunde willkommen: und ich bin auch bereit, sogleich meinem Versprechen getreu die Geschichte zu erzählen. Nehmet nur Platz auf dem grünen Sessel dort, der für Euch bestimmt ist; meine Maria und mein Johann setzen sich auf die Holzbank neben dem Tische; und für diesen Gast ist dieser Stuhl neben meiner Seite bestellt. Denn mit vielen und schönen Möbeln sind wir nicht eingerichtet, wie Ihr selbst sehet; und wozu kostspielige Geräthe, wo die Einfachheit und Einfalt Haus hält? „Ein gutes Herz und ein reines vorwurffreies Gewissen sind die beßten Möbels,“ sagte mein seliger Vater, und ich glaube, der Alte hat ganz recht gesprochen.«

„Ganz gut“, versetzte Meister Veit, und setzte sich auf den grünen Sessel dem Meister Ulrich gerade gegenüber. Da trat plötzlich eine Stille ein im ganzen Zimmer, daß man das sanfte Schwirren

einer Mücke am Fenster hätte hören können; denn Alle waren gespannter Erwartung, die Erzählung zu vernehmen, obgleich Gattin und Sohn selbe schon mehrmal gehört hatten. Und Meister Ulrich in seinem vom Vater ererbten Lehnsessel begann also:

Zur Zeit, als Augsburg unter der Regierung des deutschen Kaisers Ludwig des Bayers für seine unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit, so wie für seine, diesem großen Fürsten geleistete Dienste reichliche Belohnung fand: — als die alte Römerstadt durch ihren großen, noch immer zunehmenden Wohlstand, wozu sie durch Künste, Wissenschaften, Handel und Gewerbsleiß, kurz durch Alles, was die wahre Größe, die Ueberlegenheit der Nationen bildet, den Grund gelegt hatte, den ersten Rang unter Städten nicht nur in Schwaben, sondern auch in Deutschland behauptete — lebte hier unter andern berühmten Künstlern und Handwerkern auch ein Glokkengießer, der für die Stadt sowohl als für die Umgegend in seinen Arbeiten viel in Anspruch genommen wurde. Sein Name war Johannes Gräth, oder nach der damaligen Sprachweise Hans Gräth. Derselbe war gebürtig aus Königsberg, welche Stadt vor noch nicht hundert Jahren gegründet worden war, und zwar durch folgende Veranlassung. Die Deutschherren hatten Preußen zum Gegenstand ihres ritterlichen Wirkens auserkoren. Die Fahne des Kreuzes Christi und das Glück der Cultur sollte auch in diese nördlichen Länder getragen werden. Sie hatten viele und harte Stürme gegen die Eingebornen zu bestehen, einen grauenvollen Kampf auf Leben und Tod.

Als aber König Ottokar von Böhmen im Jahre 1254 sich an die Spitze eines deutschen Kreuzheeres stellte, und mit demselben wie ein Sturm i. J. 1255 die Samländer niederwarf, so erwarb auch hier der Deutschorden sich und der Religion des Kreuzes ein Gebiet; und auf des siegreichen Königs Rath ward unverweilt der Grund zu jener Stadt gelegt, die von ihm den Namen Königsberg trägt. Sie wurde bald eine hübsche und auch bevestigte Stadt. Ihr schnelles Aufblühen mochte wohl der Krieg vorzüglich befördert haben. Denn die Ordensritter hatten die von Ottokar, dem berühmten Böhmenkönig, daselbst gegründete Burg gut bewehrt; das lebhafte Treiben, der Pregel, die Nähe des Hafs, und hauptsächlich die Anzahl der geflüchteten, dem Orden treu gebliebenen Preußen und die deutschen Ansiedler machten die Stadt, wie zum Augenmerk der heidnischen Feldherren, so zum Mittelpunkt der Entwicklung der steigenden Größe.

Wegen seines Fleißes, seines eingezogenen, sittsamen Betragens, und seiner anerkannten Geschicklichkeit und Fertigkeit in seiner Kunst ward Gräth allgemein geliebt und geachtet; und sein sonst gutes Herz und leutseliges Benehmen entschädigten leicht für den Fehler, der sich manchmal, wenn er gereizt wurde, als Jähzorn an ihm nicht freundlich äußerte. Gleichwohl wäre es rathsamer gewesen, die Umgebung Meisters Gräth hätte ihn immer warnend darauf aufmerksam gemacht, und durch Vorstellung der traurigen Folgen einer solchen Leidenschaft ihn dahin ver-

mocht, daß er sich eines solchen Fehlers schämte und sich ihn standhaft abgewöhnte.*

Drittes Kapitel.

Die Folgen der Erziehung.

Zur selben Zeit lebte in unserer lieben Vaterstadt auch eine züchtige, hübsche Jungfrau. Ihr Name war Barbara Kupferer. Sie ward allgemein geachtet, und viele Jünglinge und ehelose Männer warben um ihre Hand. Jeder hoffte an diesem Mädchen, nach dem Beispiele ihrer Mutter, ein eben so fleißiges und sorgfältiges, als treues und liebendes Weib zu bekommen. Denn ihre Mutter Rosalia galt in der ganzen Stadt als eine erfahrne und tüchtige Haushälterin, welche als brave Hausmutter überall selbst zugegen war. Man wußte von ihr, daß sie alle ihr obliegenden Geschäfte mit Genauigkeit und Treue besorgte. Denn ihre häuslichen Angelegenheiten waren für ihr zart fühlendes Herz so wichtig, daß sie nie einer Zerstreuung bedurfte. Sie hatte nur Ein Geschäft. Und dieses war der Gedanke, wie sie genaue Aufsicht habe über das Hauswesen, über das Gesinde, welches sie achtete und menschenfreundlich behandelte, und daher nicht über den häufigen Dienstboten-Wechsel sich zu beklagen hatte; besonders aber über ihre vier Kinder, welche sie, als rechtschaffene Mutter, nie aus ihren Augen lassen wollte. Dabei nannte sie ihre Tochter Barbara im-

mer nur das Kind, indeß sie ihre drei Söhne bei ihren Namen nannte. Die Rosalia kannten, verstanden gar wohl die Bedeutung dieses Wortes. Es ist die Stimme Gottes in der Mutter Mund. Es drückt sich darin das lebendige, tiefe Gefühl aus, daß Töchter allzumal besonderer Aufsicht, Sorgfalt und Pflege bedürfen und verdienen, weil sie die schwächern und zärtern, weil sie gleichsam die Säuglinge bleiben, so lange sie, die eigentlichen Kinder, im elterlichen Hause sind. So kenne ich einen ernsten, sieggekrönten Helden und ich bewundere und preise ihn glücklich, wenn ich so manchmal sehe, wie er in voller kriegerischer Rüstung mit der ritterlichen Haltung im männlichen grauen Barte dasteht, umgeben von seinen vier lieblichen Töchtern. Da denke ich immer: »Das ist ein Vater unter Kindern! Daß sie recht lange Dein ehrwürdiges Haupt schmücken, diese Oelzweige, Du tapferer Krieger!

So wußte auch Rosalia, oder ahnte es wenigstens, daß sie an ihrer Tochter — wie überhaupt im Allgemeinen zwischen Eltern und Töchtern dieses Verhältniß eintritt — vornehmlich ein Kind haben werde, ein kindliches, anhängliches, treues Gemüth, ein Kind noch, wenn sie als Gattin von dannen ziehen sollte. Daher sprach sie oft zu Barbara: »Lasse du deine Brüder und überhaupt alle Knaben Männer werden, und die Männer große Männer, bleibe du ein Kind! Bewahre Frohsinn und Aufrichtigkeit, reine Anhänglichkeit und vestes Vertrauen! Unschuld und frommer Sinn sei dein Schmuck!

Dabei fragte die Mutter nicht erst, wie man jetzt so oft fragen hört, was sie mit ihrer Tochter machen sollte? Ob sie allen Forderungen, welche die Welt an junge Mädchen und an Frauen stellt, entsprechen werde, wenn sie als gute Tochter einer fleißigen Hausmutter zu einer solchen herangebildet ist? Sie sah nicht darauf, daß dieselbe eine Fertigkeit in den sogenannten feinern weiblichen Arbeiten, auch in Musik und Modearbeiten sich erwerbe, wie jetzt viele verzärtelte Mütter durch Uebererziehung ihren Töchtern das Grab für Leib und Seele graben; indeß es besser wäre, wenn sie selbs durch gutes Beispiel und mütterliche Sorgfalt zu wackern, braven und genügsamen Hausmüttern und treuen Gattinnen heranbildeten, und den Grund zu glücklichern und zufriedenern Ehen legten, und so dem alltäglich gewordenen Herabkommen und Bankerotmachen ein Damm gesetzt würde. — Rosalias Augenmerk war nur darauf gerichtet, ihren Kindern durch Gespräche die ersten Anfangsgründe der christlichen Religion beizubringen; sie nebenbei zu Verrichtung kleiner, ihrem Alter und ihren Kräften entsprechenden Arbeiten anzuhalten, und sie stets auf das Gute aufmerksam zu machen. Und so konnte es freilich nicht fehlen, daß ihre Kinder gut und wohlgezogen waren.«

„Solche Eltern sind jetzt selten“, — unterbrach Meister Veit des Erzählenden Rede. — „Ihr erlaubt mir schon, hier gleichfalls eine Begebenheit in Kürze zu erzählen, welche ich selbst erlebt habe, und welche ein trauriger Beleg unserer Modeerziehung ist. Das Herz ist mir einmal voll davon; daher verzeihet,

daß ich hier Ihrer Erzählung auch meine wenigen Erfahrungen und Bemerkungen einschalte. Unser würdiger Herr Pfarrer, welcher die bösen Folgen der jetzigen Erziehungsweise, wie sie in vielen Familien, auch vom Mittelstande, befolgt wird, wohl einsieht, und mit rühmlichem Hirteneifer dagegen arbeitet, hat diese Begebenheit mir recht warnend an's Herz gelegt.«

»Lasset einmal hören«, sagte jetzt hastig Frau Maria, »solche Erzählungen, die auch uns Weiber angehen, vernehme ich ungemein gerne. Und Du, lieber Mann, wirst es mir nicht verargen, wenn ich so Deinen Vortrag störe.«

»Keineswegs«, versetzte der biedere Gatte, »vielmehr freut es mich, wenn Dir dadurch ein Dinst erwiesen wird: und auch ich höre, wie Du ja selber weißt, Erzählungen gerne. Darum beginnet, Meister Veit; ich werde alsdann in meiner Geschichte fortfahren; und was heute nicht mehr erzählt wird, das soll uns morgen den Abend hier in traulichem Familienkreise verkürzen.« — Meister Veit nahm also das Wort und begann:

»Es war vor wenig Jahren ein reicher Mann. Der hatte eine einzige Tochter. Diese wurde nun von frühester Jugend auf zu Allem erzogen, was ihr Auftreten auf der allgemeinen Schaubühne des Lebens recht prächtig und glanzvoll machen sollte. Den Tanz nach allen seinen gesundheitzerstörenden Weisen, Gesang, Clavier und leider auch das verderbliche Spiel lernte Clotilde — so hieß das Unglückskind — frühzeitig und schnell, und schmeichelte dadurch der Eitelkeit ihrer Mutter im höchsten Grade. Sie galt als wohlgebil-

det, witzig und belesen. Denn sie hatte sich durch das Lesen eines Schwarms von giftathmenden Romanen einen Kenntniß-Kranz für's Leben gewunden, der bei seinen schnell verdorrenden Blumen auch den Tugendkeim in ihrem Herzen bald zu ersticken drohte. Zwar war sie nicht ohne Urtheilskraft, und ihr Herz nicht eigentlich böse. Aber anhaltende Schmeicheleien, und die Freiheit, ohne Anstand über jegliche Frage und Sache ihr Urtheil fällen zu dürfen, und dabei immer Recht zu erhalten, machten einen verderblichen Eindruck auf Herz und Geist, und wurden ein zehrender Wurm an Clotildens Seelenruhe. Von weiblichen Arbeiten lernte sie nichts. Nur ein wenig Stricken übte sie, und dieß nur, um an öffentlichen Plätzen an der Seite ihrer Mutter kleine Galanterien zu verfertigen, dadurch der Anwesenden Augen auf sich zu ziehen, und dabei Lob um Beifall einzuernten. Dabei untergruben aufschießende junge Leute, deren Tugendsinn so abgestumpft, als ihr Gewissen gegen Glauben und Religion gleichgültig war, durch Herabsetzung alles Dessen, was der Priester, als Diener des Wortes Gottes, auf der Kanzel vortrug vollends ihren schwachen Sinn und ihre Empfänglichkeit für's Edlere, Erhabenere und Himmlische. Dagegen nahmen Eitelkeit, Hochmuth, Unwissenheit, Eigensinn und eine unsinnige Neigung zum Spielen Platz.

Die Unfolgsamkeit und die täglich zunehmenden Laster, wozu die Mutter gute Miene machte, und selbe als zeitgemäß rühmte, warfen den bessergesinnten, aber friedlich gestimmten und den Hausfrieden lie-

benden Vater auf's Krankenbett, wo er bald seinem Grame erlag, nachdem er nochmal zuvor seiner Tochter gleichsam in prophetischem Geiste das Unglück mit weinenden brechenden Augen vorhersagte, welches ihr so bald drohte. Allein ihr Leichtsinn und ihre Flatterhaftigkeit waren zu groß, und betäubten ihr Herz und Ohren gegen die wehmüthigen Warnungen des erblassenden Vaters. Und die Mutter gab dem etwa noch im Herzen schlummernden Keime für das Bessere nun vollends den Todesstoß. Denn kaum war der Vater vier Wochen in dem Schoose der kühlen Erde, um da von den Sorgen, aber eiteln Bemühungen für die Erziehung seiner Tochter auszuruhen, als die Mutter, welche den Verlauf der herkömmlichen Trauerzeit kaum erwarten konnte, mit dem schwarzen Trauerkleide auch die verstellte äußere und innere Trauer ablegte, und sich in Gesellschaften zu zerstreuen suchte.

Da durfte nun freilich Clotilde nicht fehlen, um im Kreise anbetender Alltagsgötzen mit leeren Titeln und gleichgefülltem Kopfe ihr baldiges Glück zu machen, und durch den Zauber der entnervenden Freuden des Weltglücks die Bahn zum zeitlichen und ewigen Verderben zu ebnen. Das zehrende Fieber folgte bald der Mutter und Tochter auf der Ferse; das hinterlassene Vermögen ward in kurzer Zeit den Alltagsvergnügen geopfert; und mit dem Verfall des Reichthums und dem Eintritt des Siechthums schwanden alle Verehrer, wie die Bienen — nein wie die Wespen — vor dem aufsteigenden Rauche. Arbeiten hatten weder Mutter noch Tochter gelernt; somit

endeten beide, verachtet und von Vielen sogar unbemitleidet, auf dem Strohpolster, welchen die Mildthätigkeit eines von ihnen verstossenen Dieners den Siechen gereicht hatte.

Ein trauriges Loos, aber ein warnendes Beispiel für Mütter«, — sprach Meister Ulrich, und fuhr in seiner unterbrochenen Erzählung fort.

Viertes Kapitel.

Die Brautwerbung und Verlobung.

»Nachdem nun Hans Gräth einige Jahre in unsern Mauern verweilt hatte, faßte er den Entschluß, sich hier zu verehelichen und an der Seite einer lieben Gattin die Freuden und Leiden dieses Pilgerlebens zu theilen. Seine Wahl fiel auf Barbara Kupferer. Nach öfterm Besuche, den der fleißige junge Mann den Eltern der ersehnten Braut abgestattet hatte, öffnete er eines Abends sein Herz, und sprach: »Lieber Freund Kupferer, meine Wahl ist getroffen; ich will glücklich werden; gebt mir diese Perle; ihr Leben sei an das meine gekettet: mir ihr allein will ich meine fernern Tage verleben: gebt mir Eure Einwilligung.«

Die züchtige Jungfrau erschrack bei diesen Worten, und verhüllte ihr Gesicht, während ihr Herz laut schlug. Die Eltern sahen sich erstaunt und fragend an. Aber nach einer Pause stummer Gefühle

sprach der Vater, ein Kupferschmid: „Gräth, Ihr seid ein treuer, braver und fleißiger Arbeiter in Eurem Fache: Ihr werdet auch mir ein treuer, redlicher Sohn werden, der das Glück unseres Kindes und die Freude der Eltern zum Ziel des Lebens machen wird.“ Freudig willigten alsbald die Eltern in diese Verbindung. Denn der Vater, ein vester Mann, der auf seinen Bürgerstand und auf sein freiwilliges Gewerbe mehr hielt, als auf alle prunkenden Flitter und Ritterkünste des fehdesüchtigen Adels, wollte seine Tochter einem tüchtigen, kunstreichen Handwerksmann gerne vermählen. Denn darin hoffte er in seinem Alter Trost und Stütze. Und zudem hatte ja Hans Gräth, dessen Geschick, Redlichkeit und Kunstfertigkeit ihm den Vorzug vor seinen Kunstgenossen gab, sich die Gunst der Eltern schon lange erworben; und die Mutter schätzte sich glücklich, ihr liebes Kind in Augsburg's Ringmauern, in ihrer wohnlichen Vaterstadt, versorgt zu sehen, um einst die Enkelchen auf ihrem Schoose wiegen zu können.

Ueberhaupt war damals der Bürgerstand hoch geachtet, und wenn er gleich aus verschiedenen Klassen zusammengesetzt war, so daß früher die Schöffen und die Patrizier, die selbst zum Theil aus dem Ritter- und Adelsstand in den Bürgerstand übertraten, noch einen scharfen Gegensatz gegen die aus den Hörigen entstehenden Handwerker und Ansiedler bildeten; so hatte doch im Aufblühen der Gewerbe, in der Waffenfähigkeit und in dem genossenschaftlichen Band, das alle Bürger umschlang, der Unterschied sich mehr und mehr verwischt, und den Bürgern den Impuls zu

ihrem Selbstgefühl gegeben. Und die brüderliche Eintracht unter den Bürgern hob ihren Wohlstand und ihr Glück. Nicht hörte man den einen über den andern losziehen an öffentlichen Plätzen; Keiner wagte es, über seine Vaterstadt öffentlich zu schimpfen und sie gegen Außen und andere Städte herabzusetzen; jeder hatte gleiche Ansprüche und gleiche Rechte, und keiner wurde auf Kosten des andern beeinträchtiget oder bevortheilt. Gemeinsinn durchnervte alle Stände und Klassen; und Luxus und Wohlleben bahnte nicht den schlüpfrigen Weg zu gar noch ehrenvollen Bankerotten. Der Bürger stand in seinem Werthe, und seine Arbeiten wurden gesucht und bezahlt: jeder hatte Arbeit und Lohn, und kein störend, in den Gang des bürgerlichen Verbandes, einwirkendes Maschinen- und Fabrikenwesen, baute die Straße zur Geldaristokratie und den Steig zum Siechen- und Findelhaus.«

»Es war Mitte Aprils des Jahres 1346. Ein lautes Leben regte sich innerhalb und außerhalb der Stadt: die Störche schwebten bereits über dem Kirchthurme zu St. Georg, um sich auf dem Kirchdache niederzulassen. Dieß war dem lieben Volke ein neues Schauspiel; denn obschon ehedem jedes Frühjahr diese Zugvögel Augsburg mit ihrem Besuche beehrten, seitdem das Gotteshaus zu St. Georg stand, welches im Jahre 1072 einige Domherrn erbaut hatten, dessen Bau aber Bischof Walther — der bei dieser Kirche 1135 mit seinen Kanonikern ein regulirtes Kanonikatstift nach der Regel des heiligen Augustin stiftete — um 1135 begonnen und 1143 einge-

weiht hatte; so war es doch seit einigen Jahren nicht mehr geschehen. Zwar war das alte Nest auf dem Kirchdache erhalten: aber die Bosheit zweier muthwilliger Jungen hatte die Brut vor Jahren zerstört. Dieses wurde von den armen Vögeln lange nicht vergessen. Doch heuer kamen sie wieder, gleichsam als Boten der Verzeihung, mit der stillen Kunde, daß der Frevel gebüßet sei, und daß sie nun bleiben, und wandern und wiederkommen werden, um durch ihr Beispiel das Volk Verträglichkeit zu lehren, und die alte Liebe zu wecken zum Gotteshaus und die ewige junge Sehnsucht nach dem Unendlichen.

Dieser Tag — es war das Fest des heiligen Martyrers Georg, dieses unerschütterlichen Blutzeugen und Kämpfers für die wahre Religion — ward zur Verlobung der beiden Glücklichen bestimmt.

Die Morgenröthe lehnte sich in voller Pracht an den tagenden Himmel, und der Morgenfriede schmiegte sich freundlich lächelnd an die bescheidene Erde. Barbara's Vater saß im Garten auf dem weichen Moose der Rasenbank, und blickte hin auf seine friedliche Wohnung, der heute ein hohes Glück wiederfahren sollte. Ueber dem Silberhaupte des Greises wölbten sich die weiten Aeste einer Linde, die auf einem kleinen Hügel stand, gleich dem Denkmal auf dem schweigsamen Grabe, in dem er am Tage seiner Vermählung die Thorheiten seiner Jugend begraben hatte. Es war damals dieser Tag der Lindenpflanzung ein Scheideweg; die Linde eine Marke auf demselben.

Indeß waren Barbara's Freundinnen herbeigeeilt, und hatten derselben, als Anerkennung ihres lautern, jungfräulichen Jugendwandels, unter herzlichen Glück- und Segenswünschen den Myrthenkranz auf das lockige Haupt gesetzt. Da erscholl auf einmal aus dem nahen Hause, so daß der Greis unter der Linde es vernehmen konnte, der frohe Ruf: „Siehe, da droben unter der grünenden Linde sitzt der greise, geliebte Vater;“ und Braut und Bräutigam, in Begleitung der sorgsamen Mutter und der fröhlichen Brüder fielen dem theuern Alten um den Hals. Der segnende Vater weinte, als er das junge Brautpaar umarmte, und sprach: „Kinder, werdet glücklich, wie ich es war, und noch bin, wie es auch meine Eltern gewesen. Liebet und achtet einander, wie ihr an unserm Beispiele gesehen; Beispiele machen einen bleibenden Eindruck. Sehet, noch immer schwebt mir die sanfte Milde und die ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit im Gedächtnisse vor, mit welcher mein Vater meine Mutter anzureden pflegte. Von meiner Kindheit an konnte ich oft bemerken, wie ein Lächeln meiner Mutter über die Stirne ihres Gattin Heiterkeit und Freude verbreitete. Tausendmal bin ich und meine Geschwister bis zu Thränen gerührt worden, wenn wir sahen, wie angelegentlich unsere Eltern bemüht waren, sich wechselseitig unschuldige Vergnügungen zu verschaffen. Als sie im Begriffe waren, mich zu verheirathen, wollten sie nun meine künftige Gattin. — Dich liebes Weib, theure Rosalia — nur aus der Mitte einer solchen Familie

wählen, deren Eltern in einer vollkommenen Einigkeit lebten.«

Und nun wandte sich die Mutter an den Bräutigam: »Ich wünsche nicht, daß Du Dich verheirathest, bloß und allein, um eine Frau im Hause zu haben. Bestrebe Dich, eine vernünftige Frau aus ihr zu machen. Barbara ist gut und fromm und an Sparsamkeit gewöhnt. Sie ist sittsam: laß ihr die Schamhaftigkeit, die einer jungen Frau sowohl ansteht, und die so viele, aber unverständige Männer gleichsam recht geflissentlich ihren Weibern benehmen. Nie kleide sie sich in Beisein der Männer an. Alle Tage verrichte sie ihr Gebet öffentlich. Dieses Beispiel ist man seiner Dienerschaft schuldig. Sie lerne zu Hause bleiben, gute christliche Schriften lesen, und arbeiten. Vernachläßiget euch nicht, wenn ihr allein beisammen seid, selbst nicht in den geringsten Dingen. Man hat allseitig die Bemerkung gemacht, und kann sie täglich im Leben machen, daß die größten Abneigungen nur aus Kleinigkeiten, die aber oft wiederkehrten, entstanden und noch entstehen. Man gebe sich nur im Anfang wenig hin, man beobachte, man achte sich gegenseitig, und Alles geht gut in der Folge, und ohne große Anstrengung. Ordne Deine Ausgaben; nur die Eitelkeit schafft immer neue Bedürfnisse; die Natur gibt nur solche, die leicht zu befriedigen sind. Rede nie Unanständiges oder Unwahres vor ihr; entweder glaubt sie Dir nicht, so wird sie Dich verachten Deiner Lügen wegen; glaubt sie Dir, so wirst Du sie zum Bösen verleiten oder ermuthigen, und zwar durch Deine Lügen selbst.«

Allmählig nahete indeß die zehnte Morgenstunde, welche nach dem Wunsche der Eltern und Brautleute zur Vermählung bestimmt war. Nun bewegte sich der Zug in die Kirche zur Trauung. Höher als der Diamantschmuck einer reichen Erben leuchtete Barbara's Unschuldskranz. Sie glich einer Siegerin, auf deren ganzem Antlitz und aus deren ganzen Wesen die frohe Ueberzeugung strahlte, sie werde nicht, das Loos vieler Mädchen theilend, heute in Sklaverei geschleppt, oder von nun an die Tyrannin ihres Gatten sein. Die grünenden Zweige und die duftenden Blumen, die sie schmückten, wie der ersehnte Frühling seine verjüngten Auen, erinnerten an jene glückliche Zeit, wo die Gattin, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, des Mannes Gehülfin war. Ihre Hoheit bürgte dafür, daß sie mit Muth und Fassung die Prüfungen bestehen werde, mit welchen Gott das Band der Ehe im Feuer härtet.

Fest und doch zärtlich führte Barbara, wie im Triumphzuge der Unschuld, den Bräutigam an der Hand, den ihr der Himmel gegeben hatte. Denn sie wußte, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, die Menschen aber nicht immer thun, was der Himmel beschließet, und die Welt oft störend zwischen seine Anordnung tritt. Immer näher kamen sie der Kirche, wo das Vertrauen der Verlobten noch inniger werden, und das Anschauen eines gottgefälligen Zusammenhaltens sie unter einander fester verbinden sollte. Dieses Fest sollte ja, nach der Meinung der gottseligen Brautleute, nicht eigentlich ihnen zu Ehren gefeiert werden, sondern ein christliches Fest, ein

Fest der katholischen Kirche sein, in welcher Gottes Gnade sie geboren werden ließ, Lehrertreue und Elternliebe sie erzog, durch deren Heilsmittel sie auf der rechten Bahn der Tugend erhalten, und zum Sieg wider die Sünde gestärkt wurden, und noch ferner gestärkt und gekräftiget zu werden wünschten. Sie glaubten fest, daß trotz der gegenwärtigen Liebe ihre Ehe auch der kirchlichen Sanktion bedürfe; denn sie sollte ja nicht auf kurze Zeit dauern, sondern ewig, wie die Kirche selbst, die auf einen Felsen gebaut ist. Ihre Ehe sollte innig sein, wie die Verbindung Jesu mit seiner Gemeinde.

Umschauert von Gottes Gegenwart traten sie nun im Hause Gottes betend den neuen Stand an. Die christliche Ehe nahete in ernstem und feierlichem Gange; in stillem und erhabenem Pomp. Alles kündigte hier an, daß sie eine neue Laufbahn betreten. Die Worte des Ehesegens, (Worte, die Gott selbst über das erste Ehepaar auf der Erde aussprach) ergriffen den Ehemann mit allgewaltiger Kraft, und sagten ihm, daß er jetzt den wichtigsten Zeitpunkt des Lebens beginnen; — daß er, wie Adam, jetzt der Vorsteher einer ganzen Familie werden sollte; daß er in diesem Augenblicke die ganze Last seiner menschlichen Bestimmung auf sich lade. — Nicht minder eindringend und kräftig war der Unterricht für die Frau. Das liebliche Bild des erwarteten Vergnügens mußte dem ernsten Bilde heiliger Pflichten weichen. — Vom Altare her schien ihr eine Ehrfurcht gebietende Stimme zu zurufen: „O Eva, weißt du auch, was du thust? Weißt du, daß dei-

ner von nun an keine andere Freiheit, als die des Grabes wartet? Hast du erwogen, was es heißt: in deinem sterblichen Leibe den unsterblichen Menschen, das Bild der Gottheit, zu tragen." — Im Andenken an die Heiligkeit des neuen Standes und seiner Pflichten, sprachen sie jenes ernste Ja, das sie bewahren soll vor einer Scheidung, welches neben Selbstmord und Meineid das fürchterlichste Wort ist, das wir kennen. Vor Gottes Angesicht, in der heiligen düstern Stille des Tempels, reichten sie sich die Hände, und beherzigten wohl, daß ihre Ehe ein Geheimniß ist, in welches nur das Auge des Höchsten schauen darf, und das süße Geheimniß der ersten reinen Liebe bleibt, in welchem die Gattin um den Mann her des Lebens Blumen streut, wie jene Ranken der Wälder, welche den Eichstamm mit ihren duftenden Kränzen zieren: wo der geheimnißvolle Schleier, mit welchem in den ersten Perioden des Christenthums die neu verbundenen Gatten bedeckt wurden, von ihnen selbst ganz aufgehoben, ganz entfaltet werden mußte, bis sie in traulicher Eintracht zum Staube zurückkehren, und jenseits des Grabes einander wieder finden.

Fünftes Kapitel.

Die glückliche Ehe und wohlthätige Familie.

Nachdem die Trauung in der Kirche vollzogen war, und alle Anwesenden ihr Gebet zum Vater der Erbarmungen hinaufgesendet hatten zu dessen Gnadenthron, bewegte sich der Zug in derselben schönen Ordnung und Stille in die neue Behausung des Meisters Gråth zurück, welche er vor wenigen Tagen angekauft hatte, von der Wittwe des Glockengießers Benno, der hier vor einigen Jahren selig entschlafen war. Wenn wir jetzt nach dieser Wohnung und ihrer Lage fragen, so ist dieß das Haus Lit. F. Nro. 76; und Eigenthum des fleißigen und gewerbkundigen Webermeisters Andreas Hitzler des Jüngern, der hier in seiner geräumigen und belebten Werkstätte viele fleißige und thätige Arbeiter beschäftiget und sie nebst ihren Familien erhält; so daß es gleichsam eine göttliche Fügung scheint, daß das Haus, wo vor mehr als vierhundert Jahren Kunst und Betriebsamkeit geherrschet hat, jetzt wieder von einem thätigen und kunstreichen Vater auf einen gleichen Sohn vererbt wurde.

Der Tag der ehelichen Verbindung war auch der Anfang einer glücklichen Ehe. Und konnte es anders kommen? Es hatte ja eine vernünftige Wahl und nicht der blinde Wille unverständiger Eltern oder geldsüchtiger Verwandten Barbara Kupferer zur

zärtlichen Gattin des rechtschaffenen und arbeitsamen Meisters Gräth gemacht. Der Himmel segnete den Fleiß des thätigen Mannes: seine Arbeit gab ihm Speise; seine Zufriedenheit würzte das Mahl und der süße Schlummer nervte seine müden Glieder stärkend zur Wiederaufnahme der täglichen Arbeit. Und bei seiner Thätigkeit fielen auch die Klagen weg welche mancher seiner Mitbürger täglich anstimmte, und die auch in unserm Jahrhundert eher steigen als abnehmen. Es sind dieß die Klagen über die schlimmen Zeiten; über Mangel an Nahrung, und über sogenanntes Zurückkommen, deren Ursache in dem Benehmen der Menschen selbst wurzelt, und verderblich wuchert. Meister Gräth fand sein Brod, und die Arbeitsamkeit gab ihm den schönsten Lohn darin, daß sie ihm das Wohlwollen jedes Edeln verschaffte, ihn von vielen drohenden Gefahren abhielt, und ihm so den Zweck zu erreichen half, zu dem jeder Sterbliche geschaffen ist.

Nun will ich mich nicht mehr darüber aufhalten, unterbrach Meister Veit, wenn auch jetzt so mancher Bürger immer und überall über schlechte Zeiten klagt: war es ja schon vor fünfhundert Jahren nicht anders. Wenn ich so einen Schreier höre, welcher der, in seinen Augen verdorbenen, Welt bis zum Taubmachen ins Ohr scheiet: „O Zeiten! o Sitten!“ so denke ich immer bei mir selbst: »Gewissermassen ist zwar diese Behauptung wahr; im Allgemeinen aber möchte ich sie für ungegründet halten. Man vergleiche unsere Zeiten nur mit diesen und jenen, und man wird staunen über jede heilsame Ver-

besserung, welche zur Ehre der Menschheit vorgenommen worden ist. Sind nicht viele Mißbräuche und Verirrungen der vergangenen Jahrhunderte auf dem Ozean des Menschenlebens gleichsam nur so viele hervorragende, warnende Klippen für uns, um mit kluger, bescheidener Vorsicht daran vorübersegeln zu können? Wir haben aus der Asche des barbarischen Mittelalters einen muthigen, frischen und glänzenden Phönix herrlich erstehen lassen. Die Alten erfanden für uns: wir aber brachten ihre Erfindungen und Ideen in Systeme und Ordnung.

Mein Herr Lehrer, bei dem ich bis in mein achtzehntes Jahr die Feiertagsschule besucht habe, und, wie er, auch unser würdiger Herr Kaplan, der uns in der Schule und Kirche nützliche, für dieses und das andere Leben heilsame Lehren und Grundsätze beizubringen suchte, sagte gar oft, wenn er auf diesen Gegenstand zu sprechen kam: „Im Einzelnen mag die Welt sich verschlimmert haben; im Ganzen ist sie besser geworden. So lange die menschliche Natur nicht des höchsten Grades von Einsicht, Sittlichkeit und Religiosität theilhaftig ist, so lange wird man immer noch von Irrthümern und Verbrechen hören. Dieß ist Folge unserer Eingeschränktheit, der mangelhaften oder überspannten Erziehung zu Hause und in Schulen, und gewiß auch der bösen Gewohnheit. Auch ist der Mensch überhaupt geneigt, vergangene Zeiten auf Kosten der Gegenwart zu preisen. Nie zufrieden mit dem, was er hat, sucht er immer Gelegenheit zu Klagen, und findet ein Vergnügen darin, wenn er sagen darf: „Trotz allen Bemü-

hungen und Anstrengungen kann man in diesem verdorbenen Zeitalter kaum mehr ruhig, zufrieden, kaum mehr als ein ehrlicher Mann leben.« Das sind schlimme Zeiten, hört man die Volksverführer und Volkstäuscher schreien, denen ihr pestartiges Höllenhandwerk dadurch erschwert, eingestellt und niedergelegt wird, daß man sich von den milden Fürstenthronen aus weise und väterlich bemühet, der niedern Volksklasse bessere Begriffe von Recht und Menschenwerth beizubringen und ihnen die Augen zu öffnen, daß sie den mit blumigen Versprechungen besäeten Abgrund des zeitlichen und ewigen Verderbens sehen, in welche solche verruchte Aufwiegler die Verblendeten zu stürzen drohen. — Ach, das sind schlimme Zeiten, ruft laut der Spekulant, dessen persönliches Interesse unter den Palmzweigen des Friedens leidet, und welcher lieber die verheerende Brandfackel eines Krieges entzündet sähe, um aus den Verlursten tausend Unglücklicher seine Kassen zu füllen und seine Hände mit Blutgeld zu beschweren. — Das sind schlimme Zeiten, schreiet der Wucherer, der im Unglück und in der Noth der Armen seine Ernte sucht, und mit ihren Thränen seine Geldsaaten dünget, und noch ein verdrüßliches und bedenkliches Gesicht ziehet, wenn er auf Gegenstände, welche einen sechsfachen Werth haben, höchstens ein Drittheil desselben borget, weil er gewiß weiß, daß die Armen es an dem unveränderlich festgesetzten Tage mit diesen Wucherzinsen nicht mehr auslösen können. Dieß sind schlimme Zeiten, ruft mürrisch ein solcher, wenn die Bäume an=

fangen mit weißem Reif überzogen zu werden, die Jäger auf den Anstand gehen und ein scharfer kalter schneidender Wind an den schlecht verwahrten Fenstern rüttelt, daß die Kleinen, welche halbnackt in den dunkeln Stuben sitzen, mit Händen und Füßen klappern, oder wenn der Bäcker kein Brod mehr borgen, oder der harte Miethsherr eine dürftige Familie zur Zinszeit, weil sie nicht zahlen kann, in Nacht und Frost hinausstossen will: und in dieser Lage die armen geängstigten Leute, die ihre lieben Kinder nicht erfrieren, nicht verhungern, nicht dem Unwetter ohne Dach und Fach preisgeben mögen, ihr beßtes, kostbarstes Stück, was sie aus den harten Zeiten noch gerettet, vielleicht von den Ihrigen am Hochzeitstage bekommen haben, nehmen, und dem Wucherer vermiethen, weil sie denken, daß ihre Kinder ihnen dennoch lieber als ihre Kleinodien sind. —

Dieß sind schlimme Zeiten, murrt der Stolze, der, vom leidigen Hochmuthsteufel geplagt, von allen Andern hoch angesehen und vor Allen ausgezeichnet zu sein wünscht, obschon er weder Verstand noch Verdienst besitzt. — Das sind schlimme Zeiten, brummet der Spieler, welcher unfähig zu Allem, was nicht Spiel ist, die Geschäfte seines Amtes verläßt, um seinem Hange genug zu thun: der um zu spielen, sein Haus und seine Habseligkeiten verkauft, ja sich selbst verkaufen würde, weil er am Ende doch sich selbst mordet. — Das sind böse Zeiten, gähnt der Tagdieb, bei dem der Müssiggang verderblicher angreift, als der Rost, und der seine meiste Zeit vergeudet oder verschläft, indeß

ihn dieses Laster mit einem großen Gefolge — wie an manchen Orten den Spaziergänger die Bettler — begleitet. Denn Müssiggang erzeugt Langweile; daher kommen die, welche sich ihm ergeben, so oft zur Trunkenheit. Die Getränke erhitzen das Blut; daher werden sie wollüstig und liederlich. Durch den Müssiggang können die Meisten nichts verdienen; daher werden sie oft Betrüger oder gar Diebe, weil ihre Lebensart viel Aufwand erfordert. — Das sind schlechte Zeiten, jammert der durch eigenes Verschulden Verarmte, wenn er seine Steuern und Abgaben entrichten soll, aber das Geld entweder vergeudet oder verschwendet hat; und daher nothwendige Abgaben dem Gemeinwohle schulden muß, die doch durch gute Fürsten von ihren Unterthanen erhoben werden, und zur Aufrechthaltung des Gemeinwesens nothwendig und gerecht erhoben werden müssen, und daher nur den Dünsten gleichen, welche die Sonne von der Erde aufzieht, und die als fruchtbarer Segen wieder auf sie herabfallen.

Kurz, man findet in Allen Ständen Unzufriedene. Aber man würde sich arg täuschen, wenn man den Zustand des gegenwärtigen Menschengeschlechtes nach den Aeußerungen dieser einzelnen abmessen wollte. Ganze Provinzen können im Unglück schmachten, und doch darf man nicht glauben, daß man deßhalb mit Recht über Verschlimmung der Zeiten klagen dürfte. Auf das Allgemeine muß man sehen; erhebt und entwickelt sich da der menschliche Geist mehr und mehr, erweitern sich seine Gränzen, berichtigen sich seine Begriffe von Recht, Tugend und Wahrheit, vom

Zwecke seines Daseins und von Menschenwerth; dann muß ihn dieß zufrieden stellen und beruhigen. Uebrigens würde es selbst in Utopien, diesem Lande der Fabel und der Träume, unzufriedene Menschen geben, die Ursache zu haben wähnten, über schlimme Zeiten zu klagen. Wer will und kann es Allen recht machen? Die menschlichen Bedürfnisse sind zu verschieden, sind zu groß und mannigfach: wer diese einzuschränken, und mit Wenigem sich zu begnügen versteht, der wird in jedem Zeitalter und in jedem Stande zufrieden leben können.

Ganz gut gesprochen, Meister Veit, nahm jetzt Meister Ulrich das Wort. Der Herr Kaplan hat ganz recht. Doch eine Quelle der allgemeinen Klage ist, meines Erachtens, auch der Umstand, daß jeder sich seines Standes — des Standes seiner Eltern ebenfalls — schämt, wenn dieser niedrig ist, und wenn er hoch ist, noch höher hinaus will. Ja, glaubt mir, das ist's! Wer aber nur ein einziges Mal an die Tausende von Menschen denken wollte, die viel unglücklicher sind, als er, der würde sich schämen und recht mit dem zufrieden sein, was ihm der liebe Gott bescheert hat. Dazu wähnen die Thoren, diese Erde, diese Pilgerfahrt, sei das einzige Ziel ihres Daseins; und hier müßten alle ihre Wünsche und Gelüste vollkommen befriediget werden. Und diese Menschen sind recht sehr zu bedauern, weil sie vergessen, daß sie von Gott gesendet sind in diese Welt, als in ein Land der Prüfung; daß sie Gott zwar an verschiedene Posten gestellt, aber nur für einstweilen, und daß er von oben sie ununterbrochen beobachtet, wie sie ihre Stelle aus-

füllen, um sie auf eine höhere zu berufen, sobald sie geübt und geläutert darnach verlangen. O, elende, verblendete Erdenwürmer, die ihr wähnet, euer zeitlicher Beruf sei eure ganze Bestimmung und aus ihm müsset ihr Seligkeit ziehen; die ihr euch verleiten lasset, ungeduldig zu werden im Dienste des Herrn und wider Gott zu murren, da euer Glücksdurst aus jener trüben Quelle nicht gestillt wird! O, arme Menschen, die ihr nur immer gieriger und ängstlicher ein jedes Tröpflein aus ihr zu haschen, neidisch an euch zu reißen, und Andern zu entziehen sucht; die ihr, dienend, spinnend, krämernd, all euer Sinnen und Trachten, Wirken und Sorgen, Leiden und Leben darauf verwendet, einige Kreuzer und Gulden zu gewinnen, und, wenn ihr diese eure Seligkeit nicht erreicht, über die Zeiten klaget und murret.

Da dachte und handelte Meister Gräth ganz anders. Sein Wahlspruch war: »Wenig Bedürfnisse haben, ein sicheres und beständiges Handwerk zu ihrer Befriedigung treiben, ist das ganze Geheimniß zu einem zufriedenen Leben.« Und diesem Wahlspruch getreu handelte er auch. Da konnte ihm der Segen nicht fehlen. Besonders da er seine tägliche Arbeit mit Gott begann, und mit Danksagung gegen Gott schloß, wuchs das Glück und der Wohlstand seines Hauses. Aber die Früchte seines thätigen Wirkens flossen auch als milde Spenden in den Schoos der Armen und Dürftigen. Dabei suchte er jedoch so gut als möglich den Namen des Wohlthäters zu verbergen, der selbst seinen Feinden und Hassern eine Scherflein der Unterstützung

zusendete; wenn auch bei manchen Armen diese Hülfe gleich einem Wassertropfen auf die lechzende Zunge eines Durstenden in der Wüste war. Sein Wahlspruch dabei war immer: „Man muß leben und leben lassen," in welchem Ausdrucke das Gesetz des Mitleidens und der Billigkeit liegt. Denn so gut, wie man selbst zu leben wünscht, soll man auch Andern das Leben gönnen. Dieses ist den Hartherzigen zur Lehre gesagt, welche nur allein für sich sorgen.

Kam ein Bettler vor die Hausthüre, und bat Frau Barbara um eine Unterstützung oder um etwas Nahrung, so ging er gewiß nicht leer oder hungrig von dannen. Denn die Hausfrau hatte ein mitleid ges Herz, selbst gegen die armen Thierchen, um wie viel mehr gegen Mitmenschen, die Gottes Ebenbild, Gottes Geschöpfe sind. Sie bedachte wohl, daß im eigentlichen Verstande jeder Mensch als Bettler geschaffen ist, und vor Gott und Menschen ein Bettler bleibt. Denn einer bedarf des Andern. Um Beistand, Nachsicht und Unterstützung müssen wir alle täglich nicht allein Gott, nein, auch die Brüder anrufen; und damit wir es wissen, so läßt uns unser Schöpfer nackt und kraftlos auf die Welt kommen, und noch ehe wir da sind, bedürfen wir Menschenhülfe. »Betteln ist unser erstes Geschäft«, sagt ein geistreicher Mann, „und wie lange bettelt unser Weinen und erweint die schönsten Thaten der Elternliebe und der Geschwisterzärtlichkeit. Ich freue mich auch in diesem Worte wieder unserer deutschen Muttersprache, der Sprache eines kräftigen, gegen

Aussen geeinten Volkes, die bezeugt, das Betteln sei mit dem Beten verwandt. Willst du das Beten verfluchen weil es Heuchler gibt? Gewiß ist, wenn ich hie und da einen Unglücklichen wandern sah mit dem weißen Stecken, wenn ich seine Bitte und Segenswünsche hörte, hörte wie die Kindlein, denen solchergestalt der Mangel sich offenbarte, ausriefen: »Mutter, schnell! Ein . . . .« Du mußt nicht sagen, Bettler«, ein armer Mann hat schon einmal geklopft. Wenn ich bemerkte die Bereitwilligkeit, mit welcher man hinging, um aufzuwarten (Joh. 13; Luk. 22, 27); wenn ich dieses Alles überdachte; es dünkte mich so schön, und ich wußte nicht, was schöner war, das Bitten und Segnen, oder das zarte Erbarmen und das freudige Mittheilen.«

Mit welcher Bereitwilligkeit Frau Barbara die Armen unterstützte, mit derselben Liebe und Menschengüte empfing Meister Gräth die reisenden Handwerksburschen, auch die eine andere Kunst oder ein anderes Handwerk als das eines Glockengießers erlernt hatten. »Auch ich«, sagte er in solchen Fällen, wenn Fremde seine Unterstützung in Anspruch nahmen, zu sich selbst, »auch ich zog weit von meiner Heimath weg. Auch mich — wie gewiß jeden, der da wandern muß — tröstete die Mutter beim Abschiede im herben Schmerz der Trennung mit den Worten: »Ueberall in der Christenheit wirst du, mein Sohn, gute Leute finden, die um des Heilandes willen einen der Geringsten nicht verlassen werden.« Mancher, der jetzt ein armer Reisender ist, mag ein großer Meister werden: und welcher Segen ist es dann für

seinen Beruf, sein Haus und seine Gesellen, wenn er in der Fremde Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit kennen und schätzen lernte! Auch ich war ein Mal auf der Wanderschaft, und weiß, wie heiß ich Gott anflehte, daß er mich gute Menschen finden lasse. Ich erinnere mich gar wohl, wie ich körperlich und geistig erlegen wäre ohne die liebevolle Spende edler Seelen.“ — Nie ertönte aus seinem Munde das jetzt so mißbrauchte „Helf Dir Gott“, welches zwar eine kräftige Wegzehrung wird von Guten dem Guten, ein Segenswort von Dem, der es redlich meint, aber ein Fluch, der auf den hartherzigen Geber zurück fällt.

So schloß Meister Ulrich; da ertönte es von dem Perlachthurme; und der Hammer schlug dröhnend und laut die Zahl Neun. Diese Stunde lud den müden Biedermann ein, seiner Gewohnheit gemäß mit den Seinigen dem stärkenden Schlummer sich hinzugeben. Gerne zwar hätte Meister Veit noch dem Erzählenden zugehört; allein dieser vertröstete ihn auf den Abend des morgigen Tages, wo er die heute abgebrochene Geschichte wieder fortsetzen würde. Dankend schied Meister Veit, und eilte frohen Sinnes seiner Wohnung zu. Auch ich entfernte mich, nachdem ich die Bewilligung erhalten, am nächsten Abend gleichfalls der Erzählung beizuwohnen.

Sechstes Kapitel.

Elternfreuden.

Es nahete der Abend des kommenden Tages. Die Arbeiter auf dem Felde und in den Werkstätten hatten wieder im schnellen Laufe der Stunden die Schwachheit und Kraft des Menschen kennen gelernt. Die Gebetglocke ertönte voll Erinnerungen, voll Ahnungen, herabrufend, hinaufmahnend. Da eilte ich zu Meister Ulrich. Meister Veit war schon anwesend: Beide harreten nur noch meiner. Nach kurzem Abendgruße setzten wir uns auf dieselben Plätze, die wir jeglicher am vorigen Tage inne gehabt hatten, und Meister Ulrich begann, in der Erzählung fortfahrend, wie folgt.

„Es war bereits ein Jahr verflossen, seitdem das heilige Band der Ehe die Glücklichen umschlang. Kein Leiden hatte bisher ihre Tage getrübet. Nur ein Wunsch sollte noch glücklich in Erfüllung gehen; und die irdische Seligkeit war vollkommen. Täglich hatten Beide den lieben Gott um einen Nachkommen gebeten, der ihr häusliches Glück noch vollends begründen und ihm die Krone aufsetzen sollte. Auch dieses Gebet ward erhört. Barbara wurde von einem gesunden Knäblein glücklich entbunden. Mit Thränen der Freude reichte es die entzückte Mutter, welche über der Mutterfreuden der Geburts=Schmerzen vergaß, dem erfreuten Vater, in dem ein neues,

ein liebliches Dasein aufgegangen war; der da lebte in dem Sohne, den der Himmel ihm geschenkt hatte. Ein Himmel lag im Auge des Unschuldigen und er mitten darin, ein Vater im Auge des eigenen Kindes. — O, süße, reine Elternfreuden, o seligen Freuden der Unschuld, könntet ihr uns genügen, wir wären nicht so arm!

Mit gerührtem Herzen zog Meister Gräth jetzt seinen Sonntagsrock an, um das Glück, das seinem Hause wiederfahren, seinen nächsten Verwandten zu verkünden, und zugleich aus ihnen Gevater, als Zeugen seiner Vaterliebe und seiner frommen Vorsätze für die christliche Erziehung des neuen Erdenbürgers, zu erbitten. Nicht Eitelkeit, nicht Gewinnsucht leitete hierin seine Tritte. Er glaubte nicht, daß er über den Schwellen hoher Häuser das Heil der Eltern und des Kindes darin suchen müsse, daß er meinte, durch geldreiche und weltglänzende Pathen die heilige Christenpflicht vertreten lassen zu müssen. Ein Herr, Ein Glaube und Eine Taufe führte ihn zu zwar minder wohlhabenden, aber frommen, rechtschaffenen, christlichen Pathen; welche nicht genug gethan zu haben glaubten, wenn sie dem Pathen einen silbernen Eßlöffel schenketen, in welchem etwa ihr Name tief eingegraben ist, in welchen Namen Viele so verliebt sind, daß ihn natürlich der Täufling auch bekommen muß. Nein, so dachten diese Leute nicht. Ein Vorbild des Glaubens und der Treue wollten sie den jungen Christen werden. Durch Tugend wollten sie ihm vorleuchten, und unverbrüchlich halten, was sie bei der heil. Taufe in des Kindes Namen gelobt

hatten. Durch die Theilnahme bei der heil. Taufhandlung wollten sie wieder auf's Neue getauft werden, damit sie durch die Herrlichkeit des Vaters wieder auferweckt würden und mit neuer Kraft im neuen Leben wandelten. Und eben wegen dieser Begnadigung hielt es einst selbst der Aermste für Sünde und Schaden, eine Gevatterstelle auszuschlagen.

Gleich am andern Tage wurde das Kindlein, in reiner Windel eingewickelt, in die Kirche getragen, damit es recht bald das heilige Sakrament der Taufe erhielte. Hocherfreut umstand die Familie das blundhaarige Knäblein, und entsagte statt seiner der Sünde. Man gab ihm den Namen des Ahnherrn von väterlicher Seite, damit dessen Name in der Familie fortlebe. — Man gab ihm den Namen „Johannes." Da wartete der Vater, dessen Herz vor Freude hüpfte, daß man ihm seinen Sohn reiche, damit er der ungeduldigen Gattin, welche alle Schläge der Taufglocke aufmerksam zählte, ihn wieder gäbe. Im Hause der beglückten Familie angekommen, umrang man das Wochenbett der Mutter. Thränen sanfter Rührung, Thränen heiliger Andacht entfloßen aller Augen. Von Mund zu Mund ward des Kindes neuer, des Ahnherrn alter Name wiederholt. Jeder vereinigte die Erinnerung der Vergangenheit mit den Freuden der Gegenwart.

Und betrachten wir die Mutter, wie sie sich des holden Knäbleins von nun an annahm. Sie widmete der Erhaltung, dem Wachsthume und der Vervollkommnung des geliebten Gegenstandes, den der Himmel ihren Wünschen geschenkt hatte, eine sorgfältige

Zärtlichkeit. Der Kleine ruhete an ihrem Busen, schlummerte in ihren Armen, empfing von der Mutter Lippen die keuschesten Küsse, die unschuldigsten Liebkosungen, die für ein Kind sind, was den jungen Pflanzen der Thau des Morgens ist. Denn solche Liebkosungen machen ja das Kind selbst liebkosend. Fröhlich umarmte der Kleine seine mütterliche Ernährerin, die es sich zur heiligsten Pflicht machte, den Sohn mit ihrer eigenen Substanz zu nähren; weil sie der Ueberzeugung lebte, daß alle Gewohnheiten, alle Anstalten des in Gesellschaft lebenden Menschen darauf abzielen sollen, das Gefühl oder die Liebe des Menschen für den Menschen zu mehren und zu verstärken, weil die Liebe das Prinzip ist, das die Wesen in politischer Gesellschaft erhält. „Eine Mutter,“ — sagte sie — »die sich weigert, gleichsam sich selbst dem Wesen zu schenken, dem sie das Dasein gegeben, liebt ihr eigenes Ich mehr, als ihre Kinder.“ Sie brachte dabei jenen wichtigen Grundsatz der Natur in Anwendung, durch welchen sie uns einschärft, die Kindlein handeln, sich in Freiheit entwickeln zu lassen, und zu erlauben, daß sie sich frühzeitig an Alles gewöhnen, was sie stärken und gesund machen kann. Daher verbannte Barbara jene Wickelbänder, jene beengenden Windeln, jene Schnürleiber, alle diese Schmerz verursachenden Bekleidungen, die unter dem eiteln Vorwande, den Wuchs zu bilden, dem Kinde das Athemholen erschweren, den Blutlauf hemmen, und das Kind gewissermaßen weit mehr fesseln, als sie es kleiden.

Wie glücklich war nicht die Mutter, wenn sie

in spätern Wochen so manchmal neben dem Bettchen des Knäbleins am Rocken spann oder nähte, und das Kind so hold daliegen sah in süßem erquikkendem Schlummer! Sie schaute mit Entzücken in das unschuldige Gesicht des Kleinen, wie in einen verjüngenden, verklärenden, versöhnenden Spiegel. Sie war aufmerksam auf jede leise Bewegung des Säuglings; und deutete sie mit frommen Sinn. Und wenn das Knäblein so sanft lächelte mit geschlossenen Augen, ehe es wachend das erste Mal die zärtliche Mutter mit einem dankenden Lächeln begrüßte, ehe es noch die freundliche Sprache und die segnenden Blicke der Mutter verstand, so sagte die Mutter immer: „Das Kind sieht die Engel!« Denn sie glaubte, daß der schlummernde Säugling lächele in den Armen Dessen, der der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt. „Es träumet ihm, dem guten Kinde,“ wiederholte sie dann, — »schöne Gestalten gehen an ihm vorüber; es müssen Bilder aus einer andern, bessern Welt sein; denn diese Welt kennt ja der Kleine nicht. Hat nicht der liebe Heiland, dieser huldreichste Kinderfreund, selbst gesagt: »Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht des himmlischen Vaters“; und der Wiederschein ihrer verklärten Augen ergießt sich auf das Antlitz ihrer Schützlinge. Lächle nur, lächle nur, du kleines, zartes Geschöpf; ein solches Lächeln ist ein Engelsehen, und mir ist so wohl in deiner Nähe. Ich singe dir Wiegenlieder, daß du einschlummerst; und du lächelst mir hohe Weissagungen zu, damit ich aufwache und lebe.“

Welche herzliche Freude aber überlief das Angesicht des fleißigen Vaters, als er eines Tages in dem kleinen Garten neben dem Hause saß, und dann aufstand, und drei Schritte vor dem Kinde wieder niederknieete, und ihm die Hände entgegenstreckte. Denn siehe; auf einmal machte sich der Kleine, der noch kein volles Jahr erreicht hatte, aus den Armen der Mutter los, und lief mit wankendem, aber herzhaftem Fuße, dem Vater in die Arme.

Bei dieser Schilderung der Mutterliebe und Vaterliebe konnte ich nicht umhin, dem freundlichen Erzähler und den aufmerksamen Zuhörern über diesen Gegenstand folgende Bemerkung machen, die mir auch der gütige Leser oder die fühlende Leserin nicht verargen wird, eine Bemerkung die der gelehrte Abbé Carron in seinem Werke von der Erziehung aufstellt, indem er sagt: „Es gibt kein reineres, und in seinen unschuldigen Genüssen ungestörteres Gefühl auf Erden, als dasjenige, wovon uns die Urheber unsers Lebens unaufhörlich die auffallendsten Beweise vor Augen legen. — Gefühlvolle Mütter! Wie mächtig und stark, aber auch wie süß und beseligend ist dieser in die geheimsten Tiefen eurer Herzen von der ewigen Liebe gesenkte Trieb, der euch mit heiligen Banden unauflöslich an jene zarten Geschöpfe bindet, die Gott in eurem Schooße bildete, und denen er durch eure rastlosen Anstrengungen, durch eure sorgsam pflegenden Hände die Gaben seiner wundervollen Vorsehung zu spenden geruhet. — Wie liebenswürdig ist doch diese Liebe, durch welche die Reihe der nach dem Ebenbilde des Ewigen geschaf=

fenen Wesen in steter Aufeinanderfolge erhalten wird! — Vater der Menschen! wie rührend ist das Sinnbild, unter welchem deine unerschöpfliche Liebe den Sterblichen sich offenbaret, wenn du dich herabläßest, vertraulich von deiner Zärtlichkeit mit ihnen zu sprechen. — Mich dünkt, ich höre sie, jene göttlichen Worte voll Huld und Gnade: „Meine Vielgeliebten! wie eine Mutter ihren einzigen Sohn liebt, so liebe ich euch; — oder vielmehr, diese Liebe ist nur das unvollkommene Bild derjenigen, die ich gegen euch hege. Kann auch eine Mutter ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? — Nein, gewiß nicht, und ob sie desselben vergässe, so will ich doch dein nicht vergessen.“ (Isaias 49, 15.)

„Wie schön und wie trostreich, o ihr zärtlichen Mütter! ist diese heilige Religion, die unaufhörlich die süssesten Regungen unserer Herzen an die Idee eines höchsten Wesen knüpfet. Dieser für uns Alle so majestätische, dieser erhaltende und schützende Gedanke, wie beseligend ist er nicht für die Gattin, aber noch weit beseligender ist er für euch, die ihr ein dringendes Bedürfniß fühlet, an einen himmlischen Schutz zu glauben, einen göttlichen Hüter zu suchen, wenn der Augenblick herangekommen, wo ihr für die Glückseligkeit, d. h. für die Tugend, ohne welche Alles nur Irrthum und Wahn ist, Kinder erziehen sollt, die euer Andenken auf Erden zu verewigen, die schöne Bestimmung haben.“ —

„Wenn ihr diese unschuldigen Geschöpfe mit so

viel Standhaftigkeit in euren Armen wieget, verstehen sie euch noch nicht, und schon rufet ihr mit Dankbarkeit und Entzücken aus: „Sehet da meinen Sohn, sehet da meine Tochter, beide das Erbe des Ewigen!“ Was wollen aber diese ersten Blicke dieser holden Kleinen, ihre ersten Liebkosungen sagen, wenn sie ihre kleinen Arme um euren Nacken schlingen, oder eure Wangen mit ihren Thränen netzen; sind sie nicht die beredsamsten Geständnisse, daß ihr ihnen Alles seid?“

Ja, Alles sind wir unsern Kindern, rief Maria, und eine Thräne perlte über ihr holdes Antlitz. — Wenn sie uns diese Sorgfalt und Liebe nur durch Gehorsam und Gegenliebe vergelten, so bringen wir alle Opfer mit Freuden“, fuhr Ulrich fort; „aber leider entsprechen die Früchte nicht überall der Aussaat und der Pflege: Ungeziefer, Unkraut und Ungewitter zerstören manchmal die gehoffte Ernte.“ — „Aber ich folge doch?“ — schluchzte der Knabe, der gutherzige Sohn des Meisters Ulrich; und Freude röthete seine Wangen, als Vater und Mutter ihn umarmten. So verstrich eine Weile. Wir schienen gleichsam auszuruhen, um zur Anhörung von traurigen Ereignissen, die in der Erzählung jetzt einen trüben Abschnitt bilden, uns vorzubereiten und gefaßt zu machen, ohne zu wissen, was da kommen werde. Meister Ulrich fuhr in ernstem Tone fort.

Siebentes Kapitel.

Pest und Hungersnoth.

Indeß war Ludwig der Bayer gestorben, der unser liebes Augsburg so väterlich behandelt hatte. Der Tod ereilte ihn mitten in seinen Entwürfen auf Italien. Er endete sein thatenreiches Leben am 11. Oktober 1347 auf einer Bärenjagd, die ihn so oft ergötzte, in der Nähe von Puech bei Bruck (Prugg), beim Kloster Fürstenfeld, welches sein Vater, Ludwig der Stenge, im Jahre 1258 gestiftet, und Ludwig der Bayer reichlich dotirt hatte. Er hatte sich dahin zu einem Mahle begeben, bei welchem er plötzlich heftige Schmerzen in den Eingeweiden empfand. Auf die Jagd ziehend, sah man den Greis auf seinem Pferde schwanken, und von demselben niedersinken. Das Gefolge und Landleute eilten herbei, ihm beizustehen; aber das brechende Auge des sterbenden Kaisers hob sich gen Himmel. Seine letzten Worte waren: „Allmächtiger Gott, verzeih mir armen Sünder; oft habe ich gefehlt, nie aber, Du weißt es, Dich im Herzen und Glauben geläugnet“; sein edler Geist schied aus seiner Hülle. Jene Wiese trägt von da noch heute den Namen „der Kaiseranger.“ In der Nähe errichtete König Max dem sieggekrönten Anherrn ein würdiges Monument, eine hohe Spitzdenksäule von Ettaler-Marmor.

Paed. Pr. 3984
~~8 9 8 8~~

Waitzmann

Seite 114.

Der Glockengießer in der Schenke.

Meister Gräth,

der Glockengießer,

und

die Sturmglocke zu Augsburg.

Ein historisches Sitten= und Charakter=Gemälde
aus dem Mittelalter,

für

die reifere Jugend und Jugendfreunde

entworfen,

von J. G. Waitzmann,
Verf. des Morgen in der Wallfahrtskirche u. s. w.

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg, 1842.
Verlag von Lampart & Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Die Wallfahrt auf den Kobel.

Es war ein lieblicher Abend des Spätsommers. Die Schwüle der Luft ward durch einen Mittagsregen abgekühlt worden. Die Sonne schwamm zwischen einzelnen Wölkchen, deren Saum vergoldet war, dem Rande des blauen Himmels immer näher,

Um das schöne Schauspiel des Abends zu genießen, ging ich längst dem Vorsaume eines grünenden Waldes, der auf der Westseite eines Hügels sich hinaufzieht, hin, um das schöne Schmutterthal von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne vergoldet zu sehen. Die verlängerten Schatten der Gebäude und Bäume hatten eine herrliche Schattirung in dieses liebliche Gemälde geworfen. Endlich sank die Sonne hinunter in majestätischer Größe. Ueber sie schlugen am untersten Rande des Gesichtskreises die silbernen Wellen des Wolkenmeeres im Triumphe zusammen. Diese malerische Aussicht wurde belebt von dem wiederhallenden Geläute der heimkehrenden Heerden, und dem Geschäcker der fröhlichen Land-

leute, die von der Mühe des Tages zum ländlichen Mahle zurückwalleten.

Bereits fing die Dämmerung an, ihren grauen Schleier über das Thal zu weben. Eine feierliche Stille herrschte um mich her. Nur ein sanftes Lüftchen wiegte sich über mir, säuselnd in den Aesten einiger Birken. Ich ging weiter. Da entfaltete sich vor mir eine Ebene, mit abwechselnden Hügeln, daliegend im Silberglanze des Mondes. Die mondhelle Nacht war so mild und freundlich, daß ich, nach dazwischen gemachten Ruhepunkten, bis zum Anbruch der Morgendämmerung fortgewandert wäre.

Um ein wenig der Ruhe zu genießen, setzte ich mich auf einen bemoosten Stein nieder. Ich fühlte an dieser Stelle etwas Feierliches. Die Aussicht, die ich von meinem Ruheplatz über die in einem lächelnden Schlummer daliegende Gegend hatte, war vortrefflich. Nichts war mehr zu hören, als der dumpfe Schlag der Kirchenuhren von den umliegenden Dörfern, oder das Klappern einer Mühle und das antwortende Gebelle der wachsamen Hunde. Ruhe und Schlaf kann ich mir in keinem lieblichern Bilde vorstellen, als unter jenem, das damals vor mir lag. Wenn die Nacht eine Hülle der Finsterniß darüber ausgebreitet hätte, so würde ich etwas ganz anderes dabei gefühlt haben. Aber jetzt erleuchtete es das Licht des Mondes und der Sterne in einem so sanften Kolorit, daß es dem Auge des Körpers und des Geistes ungemein wohl that. Ich sah nämlich an den Gebäuden der Dörfer, die so oft durch die Fackel des Krieges in Asche gelegt worden und

an den mit reifen Saaten bedeckten Feldern so deutlich, daß Ruhe des Schlafes nur eine Pause ist zwischen der lebendigen Thätigkeit der Vergangenheit und der Zukunft. Und während dieser Pause ist Alles in der Natur umher so freundlich, und wirksam nach der weisen Anordnung des lieben Gott, obgleich nicht, wie am vollen Tage, der liebliche Lerchenchor seine Frühlobgesänge anstimmt; obgleich kein glänzendes kleines Insektengeflügel und leichte Libellen langsam in den Lüften auf- und niederschwimmen, und mit sanftem Flügelschlag wie betrachtend vor mir stehen, und nur die süße feine Kost einzuathmen scheinen, welche die Sonne aus dem Duft des wohlriechenden Heues im Wiesengrunde und aus dem Balsam der Waldblumen bereitet, und die mich, einen Freund der lieben, freien Natur, oft in würzeschweren Wogen umfluthete, während ich tausendmal mit inniger Freude bewunderte, wie die Ameise ruhig hinausschaute zwischen Moosblüthen in's weite helle Land, und nur der kleine rothe Siebenpunkt gesättiget dasaß und sich still auf den gebogenen Halmen wiegte, als horchte er verwundert, wie sein Nachbar, auf all das liebe Getön um uns her; wie ein Bienchen Honig sammelte von einer Blume zur andern, und ohne es selbst zu wissen, die ganze Wiese befruchtete.

Der Blick aber, den ich über mich an das blaue Gewölbe des Himmels hinaufwarf, erfüllte meine Seele mit Empfindungen, die ich, aus Staub geschaffener Mensch, kaum zu fassen vermochte. O, ich will mit Dank schweigen von dem herrlich-rührendem

Schauspiele, das sich da dem Auge eröffnet, wenn der trauliche Mond so sanft hinschwimmt, indem sich rund umher das Heer der Sterne lagert, bald einsam, bald in geselligen Haufen, bald in strahlenreicherm Schimmer und bald in matterem Glanze. Mein Geist verlor sich in den Tiefen der Unermeßlichkeit. Ein einziger Blick an den mit Sternen besäeten Himmel predigt den allmächtigen Schöpfer, den Urquell aller Wesen, laut und majestätisch in der unbegreiflichen Größe und Macht. Denn jeder von diesen unzählbaren glänzenden Punkten ist eine Sonne, um die sich wieder mehrere Erden wälzen, die als Theile des großen bewegten Weltganzen ein eigenthümliches Wesen, weder organisch, noch unorganisch, wie das ganze Universum nnd wie alle Planeten, beständig im Werden, Entwickeln und Verändern sind, und deren Leben einerseits von Innen, anderseits von Aussen (Welt, Sonne, Mond) nach Gottes ewigem Rathschluße angeregt und erhalten wird. „O, die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich, wie am ersten Tag! Ja, wohl erzählen die Himmel die Größe Gottes." Ja, Gott der Christen! auf den Gewässern des Abgrundes und unter dem unermeßlichen Himmelsgewölbe hast du am stärksten die Züge deiner Allmacht eingegraben. O, des prächtigen Schauspieles! Millionen strahlenversendender Sterne hängen am dunkeln Azur des hohen Himmeldoms! Der Mond hat den Stand in der Mitte des Firmamentes! Das Meer erscheint ohne Gränzen, und das Unendliche des Himmels spiegelte sich in dem Unendlichen der Gewässer.

Mit diesen Vorstellungen verließ ich, in Gedanken versunken, den bemoosten Gränzstein, um noch vor Mitternacht das nahe Markt, ein Schloß und Dorf zu erreichen, wo ich mir für diese Nacht ein Lager bestellt hatte. Hier angelangt labte ich mich mit einem nährenden Abendimbiß, und begab mich alsdann zur Ruhe.

Sobald der Hahn durch sein Krähen den morgenden Tag begrüßte, stand ich auf und wallte gleichsam neuerquickt dem schön gelegenen Biberbach zu, wo ich dem dasigen Herrn Pfarrer und Kammerer des Kapitels Westendorf, Herrn Steinbeißer, meinem wohlmeinenden Freunde, einen Morgenbesuch abstattete. Mit wahrer Freude empfing mich der noch muntere und rüstige Greis, und führte mich in die berühmte Wallfahrts-Kirche, wohin aus der Nähe und Ferne Tausende von frommen Pilgrimen zum gekreuzigten Heiland wallen, und dort vor dem Bilde des Erlösers ihr schwer bedrängtes Herz zu erleichtern und mit Trost und Erhörung ihrer Bitte von dannen zu ziehen. Die Geschichte dieses Kreuzes hier zu erzählen, wäre zu weitläufig, und ich will das Geschichtliche dieser Wallfahrt nur mit wenigen Worten berühren. Das heilige Kreuz wurde im Jahre 1525 aus Würtemberg nach Biberbach gebracht und in der Kirche aufgestellt. Während des Schweden-Krieges mußte dieses Symbol der Erlösung, um es vor aller Entehrung zu schützen, verborgen werden. Als endlich durch den Frieden von Osnabrück und Münster die langersehnte Ruhe wieder hergestellt war, wurde das heilige Kreuz wieder in die Kirche ge-

bracht. Bald aber nahm die Anzahl der frommen Wallfahrer, welche aus Verehrung diesen Gnadenort besuchten, so zu, daß die alte Kirche dieselben nicht mehr zu fassen vermochte, und somit eine neue Kirche gebaut werden mußte. Den Bau begann der damalige für die gute Sache eifernde Pfarrer, Namens Anton Ginther, im Jahre 1648, theils aus eigenen Mitteln, theils aus Opfern, welche zu diesem frommen Zwecke reichlich floßen. Als endlich im Jahre 1694 die Kirche und das Priesterhaus vollendet war, wurde am 30. November das heil. Kreuz ober dem Choraltar, an dem Ort, wo es jetzt steht, zur Verehrung aufgestellt.

Nachdem ich also in der berühmten Wallfahrtskirche einer heiligen Messe beigewohnt hatte, nahm ich von dem braven Herrn Pfarrer Abschied und ging langsamen Schrittes über die weiten Felder dem Wallfahrts-Orte Kobel zu. Ich nahm meinen Weg dahin über Hainhofen, weil ich dort den Herrn Pfarrer, einen Studienfreund, besuchen wollte. Doch da ich diesen, weil er in Amtsgeschäften abwesend war, nicht traf, zog ich mich längs dem alten Schlosse der nahen Schmutter zu, welche da ihre frischen Fluthen vorüberwälzt und unterhalb Nordheim bei Donauwörth in die Donau mündet. Theils mit freudiger theils mit wehmüthiger Erinnerung heftete ich meinen Blick auf das jetzt von Rehlingen'sche Schloß. Ich gedachte nämlich mit Schmerzen jener für die Ebene zwischen Lech und Schmutter traurigen Zeit, wo beide Lande noch nicht derselbe Herrscher unter seinem milden und gerechten Scepter vereinte, son-

dern wilde Fehden und Kriege die friedlichen Dörfer der unschuldigen Landleute verheerten und niederbrannten. Ich gedachte mit Wehmuth jener Zeit, wo Herzog von Bayern unter andern Ortschaften zwischen Schmutter und Lech auch Radau, welches dem Bürgermeister Leonhard Langenmantel, Göggingen, das dem Andreas Fickinger, Wöllenburg, das dem Georg Onsorg, Leutershofen, das dem Langinger gehörte, nebst Pfersee, Inningen u. s. w. in Asche verwandelte, und mit gleichem Loose die Burg Hainhofen, ebenfalls ein Besitzthum des Bürgermeisters Langenmantel bedrohte, und bereits Anstalten getroffen hatte, diese Burg zu erstürmen, möchte deren Bestürmung auch noch so viel Zeit und Menschen kosten. Ich gedachte dagegen mit frohem Gefühle der großherzigen Sibylla, der klugen Gemahlin des benannten Bürgermeisters, welche aus dem Geschlecht der Edlen von Gossenbrot, persönlich zum erzürnten Herzog sich begab, um ihn um Aufhebung der Bestürmung anzuflehen. Die eben so schöne, als geistreiche Frau kannte nämlich die wenigen Mittel, welche in der Burg zum Widerstande bereit waren, und trat daher unerschrocken vor den Herzog, dem sie mit der Bitte um Schonung einen goldenen Lorbeerkranz überreichte, um welchen sie eine von ihrem Hals genommene Perlenschnur gewunden hatten, und also sprach: „Vergönnet mir, gnädiger Herr! Euch mit diesen Perlen die Millionen Thränen bezeichnen zu dürfen, aus denen der Heldenlorbeer aufzusprossen pflegt! Lasset aufhören die Flammen, die nun so lange schon täglich die umliegenden Dörfer verhee-

ren, lasset aufhören die Blutströme, welche die Erde färben! Wie mag nur ein großes Herz, dem Euren gleich, sich an der Spitze der Verwüster gefallen?«

Der Herzog nahm die Bitte der edlen Frau, deßgleichen ihr Geschenk freundlich auf, und ertheilte sogleich Befehl, die Belagerung aufzuheben und die Feindseligkeiten gegen Hainhofen einzustellen. So ward dieser Ort durch den Muth dieser edlen Frau gerettet, und steht noch da als Besitz einer alten Adelsfamilie.

Kaum hatte ich diese Erinnerung der stürmischen Vorzeit in meinem Innern geschlossen, als ich auf dem Spiegel der Schmutter einen Nachen mit Holz beladen herabfahren sah. Gewohnt bei jedem Gegenstande, der sich meinem körperlichen Auge darbietete, auch das Auge meines Gemüthes aufzuschließen und das Symbolische in dem kleinsten Geschöpfe oder Menschenwerke zu beschauen, zu betrachten und zu erforschen, und in dem Werke den Urquell alles dessen, was lebt und schwebt, zu bewundern und zu preisen und dann eine Nutzanwendung für mich und Andere daraus zu ziehen, sah ich schweigend dem Wasser durchfurchenden Nachen nach und dachte bei mir selbst: „Dieser Nachen sei mir ein beladenes Schiff, die untiefe Schmutter der unergründliche und unermeßliche Ocean. Fragen wir nun: Was ist der menschliche Körper? Was ist das Leben des Menschen? Ich antworte: „Der menschliche Körper gleicht einem Schiffe, auf welchem die Seele bei der Geburt sich einschifft, um durch das sturmbewegte, unruhige Meer dieses Erdenslebens in das

ewige Jenseits hinüberzusteuern. Die Schiffleute dieses erbärmlichen gebrechlichen Fahrzeuges sind die fünf Sinne des Menschen, aber der Steuermann desselben heißt Eigenliebe. Der Kompaß des Schiffleins ist die schnöde Wollust, seine Flagge die Thorheit. Seine günstigen Winde, die seinen Lauf beflügeln, sind die Täuschungen und Schmeicheleien dieser Welt, seine Segel sind aus einem Gewebe menschlicher Gebrechlichkeit zusammengeflickt. Die Niedrigkeiten und Geringfüggigkeiten, die seinen Geist beschäftigen und womit sein Geist sich beschäftiget, machen die Tauwerke aus, und die eitlen Hoffnungen sind die Anker. Seine ganze Ladung besteht aus Verbrechen und Irrthümern; mit welchen es dem unvermeintlichen Hafen zusegelt, der da heißt Reue und Verzweiflung. Was Wunder also, wenn ein so schwaches, so schlecht ausgerüstetes und so übel geleitetes Schiff oft scheutert und versinkt, indeß die Seele so häufig an den zahllosen Klippen anstößt und Schiffbruch leidet, die in dem unermeßlichen Ozean der Welt verborgen sind, ehe sie den Hafen des Heils erreichen kann.

Die unvorsichtige Jugend schifft sich in ihrer natürlichen Blindheit leichtsinnig ein, ohne sich mit den Bedürfnissen zu versehen, die zu solch' einer gefahrvollen weiten Fahrt nöthig sind. Nur zu oft und blindlings überläßt sie das Steuerruder der stürmischen Gewalt ihrer zügellosen Leidenschaften. Ganz anders verfährt dagegen der Weise. Dieser wählt zu seinem Kompaß den göttlichen Willen; und sein

Steuerruder ist die Gottesfurcht. Die tausend Mühseligkeiten dieses vergänglichen Lebens, das die Alten nicht mit Unrecht ein Thal der Zähren nannten, sieht er als günstige Winde an, indeß seine Segel angeschwellt sind von Geduld und Langmuth. Aus den Tugenden bestehen seine Schiffsleute, und Gott selbst ist sein Steuermann. Die Beharrlichkeit bildet sein Tauwerk und feste Hoffnung seine Anker. Seine Flagge ist ein Kreuz mit einem himmelblauen Fähnlein. Aus guten Werken besteht die Ladung des Schiffes; daher ist der Hafen, vor welchem er endlich Anker wirft, das Reich der ewigen Glückseligkeit. Hier setzt er an's Land, hier kann er nicht mehr ausgleiten, sondern genießt freudig der ersehnten Ruhe, der Belohnung seiner Mühen und Anstrengungen. Hier endlich verläßt die Seele ihr armseliges Schiff, welches bald zu Staub wird, aus dem es entstanden und schlägt ihre fernere ewige Wohnung in jenen anmuthigen Gefilden Edens auf, welche von Anbeginn den Seligen bestimmt sind.

Während ich solchen Betrachtungen hingegeben war, ertönte hinter mir gar traulich: „Gelobt sei Jesus Christus!" „In Ewigkeit, Amen!" war meine Antwort! Und in demselben Augenblick ging ein Zug kindlich frommer Wallfahrer an mir vorüber. Den Rosenkranz in der Hand und dieses herzerhebende Gebet betend zogen sie langsamen Schrittes den Berg hinan, auf welchem zwischen Fichten und Tannen die Wallfahrtskirche, der Kobel genannt sich erhebt, welches Kirchlein der fromm gesinnte Karl

von Langenmantel im Jahre 1602 nach dem Modell der Kirche zu Loretto erbaute. Ich folgte den frommen Pilgern zu dem Kirchlein, das Gott mit so vielen Gnaden verherrlichet hat. Es gewährte einen freudigen Anblick als die frommen Landleute in glühender Andacht vor dem Marienbilde auf ihre Kniee sich niederwarfen, und ihre leidenbelasteten Herzen entluden und öffneten, und ihre frommen Gebete zur Himmelskönigin stammelten. Ich knieete nieder mit den Pilgern und betete und mischte meine Stimme in ihre Litaneien. Ich vergaß meine Stellung als Beobachter und dachte nur mehr an Gott und die Anwesenden. Hier lernte ich nun begreifen, was die Wallfahrt ist, ich begriff diesen frommen Gebrauch unserer Väter, den man in unsern Tagen, die man die Zeit der Aufklärung nennt, so sehr herabwürdiget; ich begriff ihre Tröstungen und Hoffnungen; das fromme Gefühl, das sie einflößt; das Vertrauen, das sie nährt. Es schien, als öffnete sich am Fuße dieses Altars eine neue Quelle des Trostes für mich. Ich entdeckte hier eine mir bisher unbekannte Schutzwehr gegen die Drohungen der Zukunft: eine Hülfe, die ich in bösen Tagen nicht vergebens anrufen werde, und ich fühlte, daß ich eines Tages abermals auf den Kobel pilgern werde.

So sank der Tag allmählig dem Abend entgegen, der so schön war, als der des gestrigen Tages. Ich richtete von der Kobelhöhe aus nochmal meinen Blick nach der weltberühmten Römerstadt, der alten Augusta, und schaute mit gierigem Auge aus weiter Ferne nach den Kuppeln des ehrwürdigen Rath=

hauses, ehe noch die hinwegsinkende, purpurrothe Sonnenscheibe mit ihren letzten Strahlen in violettem Dämmerlichte die Zinnen der stolzen Thürme begrüßte. Ich stieg nun herab von der Anhöhe, und eilte der ehrwürdigen Augusta zu.

Schon hatte ich die Hälfte des Weges zurückgelegt, als in einer geräumigen Entfernung eine Feuersäule emporstieg, und ihre Röthe mit dem Roth der untergehenden Sonne vermischte. „Es ist ein Brand“, sprach ein Mann in grünem Rocke zu seinem Begleiter, und hielt an auf der hölzernen Brücke, welche sich über die Wertach ausdehnt, und den Verkehr zwischen der Stadt und dem andern Ufer des Flußes befördert.

»Ihr habt recht«, versetzte der Begleiter, indem er mit seinem Rohrstocke nach der Gegend hin zeigte, wo die Feuerröthe den Horizon weithin erhellte. „Ich wünschte den Leuten nur unsere Feuerspritze Nro. 1 — diese würde aus ihrem Schlunde gewiß eine solche Wassermasse auf die brennenden Theile schleudern, daß sie unter ihrer Gewalt zusammensinken und brechen müßten.«

»Ja, die Feuerspritze Nro. 1 — erinnert zudem auch eine Begebenheit, welche ich oft mir in's Gedächtniß zurückrufe«, versetzte der Mann im grünen Rocke, — „würde ich nicht von der Wahrheit der Begebenheit so gewiß überzeugt sein, ich möchte die ganze Geschichte für ein Mährchen halten; denn die ganze Sache hat zu viel Aehnlichkeit mit dem Glockenguß zu Breslau.«

„Ihr reizt meine Neugierde“, entgegnete der Begleiter; »lasset einmal hören.“

„Für heute ist es nicht möglich«, erwiederte der Mann im grünen Rocke, doch wollet Ihr mich morgen Abends in meinem Hause besuchen, so bin ich bereit, Euch die ganze Geschichte zu erzählen. Sie ist überhaupt mit der Geschichte unserer lieben Vaterstadt Augsburg innig verwebt und ein Charakter- und Sittengemälde der grauen Vorzeit.«

Kaum hatte ich diese Worte des biedern Mannes vernommen, als auch ich mich in das Gespräch mischte, und ihn bat, gleichfalls Zuhörer bei der Erzählung sein zu dürfen, weil mich überhaupt dasjenige sehr anzieht und anspricht, was auf Alterthum und Geschichte Bezug hat.

Der Mann im grünen Rock bot mir seine Rechte, nannte mir seinen Namen und seine Wohnung, und bewilligte mir mit aufrichtiger Zuvorkommenheit den morgigen Besuch. — Seiner Erlaubniß gemäß schrieb ich zu Hause die ganze Erzählung nieder, und übergebe sie hier, nur mit weniger Veränderung und Ausarbeitung des schlichten Vortrags, ohne aber der Wahrheit der Geschichte selbst den geringsten Abbruch zu thun, dem lesenden Publikum.

Sollte es an dieser Erzählung Gefallen finden, so sollen, wenn Gesundheit und andere wissenschaftliche Arbeiten es mir gestatten, bald mehrere anziehende historische Sittengemälde aus Augsburgs Vorzeit dem freundschaftlichen Leser sein Verlangen befriedigen.

Zweites Kapitel.

Der Besuch.

Noch hatte die Sonne des kommenden Tages ihre letzten Abendstrahlen nicht über die friedlichen Hütten und stolzen Paläste verbreitet, als Meister Veit, ein ehrlicher Weber, für heute sein Tagwerk endete, um voll Neugierde aus seines Freundes Mund die versprochene Geschichte zu vernehmen. „Heute“, — sprach er in freudigem Ton zu seiner liebenden und getreuen Gattin — „heute besuche ich meinen Freund Ulrich, den geschickten Schlosser; er wird mir durch eine Erzählung aus der Vorzeit einen vergnügten Abend verschaffen. Darum will ich für heute die begonnene Arbeit schließen: Morgen eine Stunde früher ans Tagwerk bringt das versäumte wieder ein!“

Gerne gönnte ihm seine sorgsame, häusliche Gattin, eine liebreiche Mutter ihrer Kinder, diese kleine Erholung; ja sie freute sich wohl, wenn ihr Gatte manchmal durch einen Labetrank oder durch trauliches Gespräche mit seinen Mitbürgern von den drükkenden Mühen des Tages sich erquickte. Denn sie lebte als vernünftiges Wesen, welches das Haus zu ordnen verstand, und als Seele des Familienglückes, in einer Zufriedenheit und Eintracht, wodurch nicht allein die häusliche Wohlfahrt befördert wird, sondern wovon auch das Bürgerglück und Staatenwohl

abhängt. Ihre zwei kleinen Kinder genossen einer ächt bürgerlichen Erziehung, weit entfernt von eitelm Prunk und übertriebenem Wesen, einer Erziehung, welche werkthätiger für eine glückliche Zukunft dies-seits und jenseits eingriff, als manche sogenannte Modebildung der verfeinerten Welt, die bei überspannten Forderungen an Eltern und Kindern den eigentlichen Zweck der Forderung selbst vergißt, und dabei Zerrbilder des menschlichen Lebens liefert, welche gegen alte Einfachheit und schlichten Biedersinn und kräftige, gereifte Sittlichkeit mehr abstehen, als ein vom Borkenkäfer — ich will nicht sagen vom Wurme — angegriffener Baum von der starken, gesunden Eiche der deutschen Urwälder. Und so waren sie glücklich, aber beneidet von niedrigen Menschen, die sich bei ihrer sittlich- und bildungsarmen Beschränktheit das Glück und den Wohlstand einer fleißigen, einträchtigen Familie nicht entträumen konnten.

Mit raschen Schritten flog Meister Veit nach der Wohnung des Schlossers, wo ich bereits angekommen war, und zugleich gastfreundlich eingeladen wurde, an dem einfachen Abendessen Theil zu nehmen. Ich glaubte, es dem aufrichtigen Biedermanne nicht abschlagen zu dürfen, weil sein Anerbieten aus gutem Herzen kam, und auch seine freundliche Hausfrau und ihr zehnjähriges blondgelocktes Söhnlein so artig damit einstimmten. Nach verrichtetem Tischgebete setzten wir uns auf die hölzerne Bank nieder. Das frugale Mahl ward bald eingenommen, und wir standen vom Essen auf. Und siehe! da erhob sich der Hausvater mit den Worten: »Wenn du gegeſ-

sen hast und satt bist, so sollst du den Herrn, deinem Gott, loben für die Gaben, die er dir gegeben hat. So hüte dich nun, daß du des Herrn deines Gottes nicht vergessest.“ Und nun fingen wir alle an, dem Herrn betend zu danken.

Mir war ganz wohl um das Herz, als ich diesen löblichen frommen Gebrauch in dieser Familie gewahrte. Schien es mir ja, als sei ihr Tisch ein kleiner Altar, und die Stunde des Essens ein Dankopfer dem Allerhöchsten. O möchte in keiner Familie das Tischgebet fehlen. Gibt es ja immer weniger Zeit und Anlaß, wo die ganze Familie sich versammelt, hat ja der Hausherr und Meister immer weniger Gewalt, ein Wort der Ermahnung und Strafe zu sprechen: — so vereine sie doch das Tischgebet, und im Gebet werde der Ernst des Lebens kund gethan und ergriffen. Ich konnte mich nicht zurückhalten, dem herzlichguten Meister Ulrich meine Freude über diesen frommen Gebrauch laut auszusprechen, zumal da ich auf frühern Reisen in manchen Gasthäusern und später an den Tischen vornehmer Reichen gespeiset, wo zwar Tafelmusik war und lustige Gesellschaft, aber das Tischgebet, die eigentliche Würze der Speisen, fehlte. Dagegen traf ich auf dem Lande, ausserhalb der düstern Mauern der Städte und der mehrstöckigen Paläste der Reichen, deren Gott ihr Mammon ist, fast überall diese alte, schöne Sitte.

Meister Ulrich erwiederte mir: „Lieber Mann! Dieses ist ein Vermächtniß in unserer Familie; und

es soll sich bis auf das letzte Glied in derselben forterben. Warum sollte der Städter nicht danken für das Gute, das er vom lieben Gott empfängt: soll er weniger Christ sein, als der Landmann; oder bedarf er weniger wie dieser den Segen, der von Oben kommt? Siehe, es richtet der fleißige Landmann aus dem reifenden Aehrenfeld dankend und flehend einen Blick zum Himmel empor; es beugt sich im einsamen Kämmerlein manch wundes Knie; auf hoher Alpenfirne, dem Söller der Erde, faltet die Andacht lobpreisend ihre Hand. Aber wo und wann ist das Beten natürlicher, als beim Beginn und beim Schluße der Mahlzeit? Gaben Gottes sind vor uns; er segnet unsere Arbeit. Wir haben zu essen, und wir mögen essen. Sind wir auch Alle da? Wie sind wir so reich! Gott Lob, kein Glied der Familie liegt krank auf seinem einsamen Zimmer; kein verlorner Sohn irrt in der Fremde. Ja dieses über Tischbeten setzt uns so recht in das menschliche Verhältniß, lehrt Liebe, stärkt für die Arbeit und ermundert zur Wohlthätigkeit, ist eine veste Wehr gegen Kälte, Uebermuth und Unmäßigkeit. Merket dort, schon die kleinen unbändigen Buben üben sich die Sinne zu bezwingen, nicht alsbald greifend nach dem, was der Gaumen verlangt, nicht das Leibliche zur Hauptsache machend. Und die Erwachsenen vernehmen Jesu: „Friede sei mit Euch!“ Jesu, den sie zu Gast gebeten, ist, der liebevollen Einladung folgend, gewiß mitten unter ihnen. Wenigstens, indem sie den körperlichen Hunger stillen, ist es ihnen, als hörten sie seine Predigt: „Selig sind, die

da hungern und dursten nach Gerechtigkeit; denn sie sollen gesättiget werden.«

So schloß Meister Ulrich seine fromme und wahre Bemerkung; als Meister Veit eintrat, mit dem schönsten Willkomm: „Gelobt sei Jesus Christus!“ — »In Ewigkeit, Amen!“ war unsere Erwiederung. „Verzeihet, daß ich Euch so frühe besuche“, sprach der Eingetretene, »die Neugierde läßt mich nicht mehr harren: ich bin voll der Erwartung, aus Eurem Munde die versprochene Erzählung zu vernehmen, und habe deßhalb auch für heute meine Arbeit eine Stunde früher, als gewöhnlich, beendet. „Gerne verziehen“, versetzte Ulrich, »ein Biedermann, wie Meister Veit, ist zu jeder Stunde willkommen: und ich bin auch bereit, sogleich meinem Versprechen getreu die Geschichte zu erzählen. Nehmet nur Platz auf dem grünen Sessel dort, der für Euch bestimmt ist; meine Maria und mein Johann setzen sich auf die Holzbank neben dem Tische; und für diesen Gast ist dieser Stuhl neben meiner Seite bestellt. Denn mit vielen und schönen Möbeln sind wir nicht eingerichtet, wie Ihr selbst sehet; und wozu kostspielige Geräthe, wo die Einfachheit und Einfalt Haus hält? „Ein gutes Herz und ein reines vorwurffreies Gewissen sind die beßten Möbels,“ sagte mein seliger Vater, und ich glaube, der Alte hat ganz recht gesprochen.“

„Ganz gut“, versetzte Meister Veit, und setzte sich auf den grünen Sessel dem Meister Ulrich gerade gegenüber. Da trat plötzlich eine Stille ein im ganzen Zimmer, daß man das sanfte Schwirren

einer Mücke am Fenster hätte hören können; denn Alle waren gespannter Erwartung, die Erzählung zu vernehmen, obgleich Gattin und Sohn selbe schon mehrmal gehört hatten. Und Meister Ulrich in seinem vom Vater ererbten Lehnsessel begann also:

Zur Zeit, als Augsburg unter der Regierung des deutschen Kaisers Ludwig des Bayers für seine unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit, so wie für seine, diesem großen Fürsten geleistete Dienste reichliche Belohnung fand: — als die alte Römerstadt durch ihren großen, noch immer zunehmenden Wohlstand, wozu sie durch Künste, Wissenschaften, Handel und Gewerbfleiß, kurz durch Alles, was die wahre Größe, die Ueberlegenheit der Nationen bildet, den Grund gelegt hatte, den ersten Rang unter Städten nicht nur in Schwaben, sondern auch in Deutschland behauptete — lebte hier unter andern berühmten Künstlern und Handwerkern auch ein Glokkengießer, der für die Stadt sowohl als für die Umgegend in seinen Arbeiten viel in Anspruch genommen wurde. Sein Name war Johannes Gräth, oder nach der damaligen Sprachweise Hans Gräth. Derselbe war gebürtig aus Königsberg, welche Stadt vor noch nicht hundert Jahren gegründet worden war, und zwar durch folgende Veranlassung. Die Deutschherren hatten Preußen zum Gegenstand ihres ritterlichen Wirkens auserkoren. Die Fahne des Kreuzes Christi und das Glück der Cultur sollte auch in diese nördlichen Länder getragen werden. Sie hatten viele und harte Stürme gegen die Eingebornen zu bestehen, einen grauenvollen Kampf auf Leben und Tod.

Als aber König Ottokar von Böhmen im Jahre 1254 sich an die Spitze eines deutschen Kreuzheeres stellte, und mit demselben wie ein Sturm i. J. 1255 die Samländer niederwarf, so erwarb auch hier der Deutschorden sich und der Religion des Kreuzes ein Gebiet; und auf des siegreichen Königs Rath ward unverweilt der Grund zu jener Stadt gelegt, die von ihm den Namen Königsberg trägt. Sie wurde bald eine hübsche und auch bevestigte Stadt. Ihr schnelles Aufblühen mochte wohl der Krieg vorzüglich befördert haben. Denn die Ordensritter hatten die von Ottokar, dem berühmten Böhmenkönig, daselbst gegründete Burg gut bewehrt; das lebhafte Treiben, der Pregel, die Nähe des Hafs, und hauptsächlich die Anzahl der geflüchteten, dem Orden treu gebliebenen Preußen und die deutschen Ansiedler machten die Stadt, wie zum Augenmerk der heidnischen Feldherren, so zum Mittelpunkt der Entwicklung der steigenden Größe.

Wegen seines Fleißes, seines eingezogenen, sittsamen Betragens, und seiner anerkannten Geschicklichkeit und Fertigkeit in seiner Kunst ward Gräth allgemein geliebt und geachtet; und sein sonst gutes Herz und leutseliges Benehmen entschädigten leicht für den Fehler, der sich manchmal, wenn er gereizt wurde, als Jähzorn an ihm nicht freundlich äußerte. Gleichwohl wäre es rathsamer gewesen, die Umgebung Meisters Gräth hätte ihn immer warnend darauf aufmerksam gemacht, und durch Vorstellung der traurigen Folgen einer solchen Leidenschaft ihn dahin ver-

mocht, daß er sich eines solchen Fehlers schämte und sich ihn standhaft abgewöhnte.*

Drittes Kapitel.

Die Folgen der Erziehung.

Zur selben Zeit lebte in unserer lieben Vaterstadt auch eine züchtige, hübsche Jungfrau. Ihr Name war Barbara Kupferer. Sie ward allgemein geachtet, und viele Jünglinge und ehelose Männer warben um ihre Hand. Jeder hoffte an diesem Mädchen, nach dem Beispiele ihrer Mutter, ein eben so fleißiges und sorgfältiges, als treues und liebendes Weib zu bekommen. Denn ihre Mutter Rosalia galt in der ganzen Stadt als eine erfahrne und tüchtige Haushälterin, welche als brave Hausmutter überall selbst zugegen war. Man wußte von ihr, daß sie alle ihr obliegenden Geschäfte mit Genauigkeit und Treue besorgte. Denn ihre häuslichen Angelegenheiten waren für ihr zart fühlendes Herz so wichtig, daß sie nie einer Zerstreuung bedurfte. Sie hatte nur Ein Geschäft. Und dieses war der Gedanke, wie sie genaue Aufsicht habe über das Hauswesen, über das Gesinde, welches sie achtete und menschenfreundlich behandelte, und daher nicht über den häufigen Dienstboten-Wechsel sich zu beklagen hatte; besonders aber über ihre vier Kinder, welche sie, als rechtschaffene Mutter, nie aus ihren Augen lassen wollte. Dabei nannte sie ihre Tochter Barbara im-

mer nur das Kind, indeß sie ihre drei Söhne bei ihren Namen nannte. Die Rosalia kannten, verstanden gar wohl die Bedeutung dieses Wortes. Es ist die Stimme Gottes in der Mutter Mund. Es drückt sich darin das lebendige, tiefe Gefühl aus, daß Töchter allzumal besonderer Aufsicht, Sorgfalt und Pflege bedürfen und verdienen, weil sie die schwächern und zärtern, weil sie gleichsam die Säuglinge bleiben, so lange sie, die eigentlichen Kinder, im elterlichen Hause sind. So kenne ich einen ernsten, sieggekrönten Helden und ich bewundere und preise ihn glücklich, wenn ich so manchmal sehe, wie er in voller kriegerischer Rüstung mit der ritterlichen Haltung im männlichen grauen Barte dasteht, umgeben von seinen vier lieblichen Töchtern. Da denke ich immer: »Das ist ein Vater unter Kindern! Daß sie recht lange Dein ehrwürdiges Haupt schmücken, diese Oelzweige, Du tapferer Krieger!

So wußte auch Rosalia, oder ahnte es wenigstens, daß sie an ihrer Tochter — wie überhaupt im Allgemeinen zwischen Eltern und Töchtern dieses Verhältniß eintritt — vornehmlich ein Kind haben werde, ein kindliches, anhängliches, treues Gemüth, ein Kind noch, wenn sie als Gattin von dannen ziehen sollte. Daher sprach sie oft zu Barbara: »Lasse du deine Brüder und überhaupt alle Knaben Männer werden, und die Männer große Männer, bleibe du ein Kind! Bewahre Frohsinn und Aufrichtigkeit, reine Anhänglichkeit und vestes Vertrauen! Unschuld und frommer Sinn sei dein Schmuck!

Dabei fragte die Mutter nicht erst, wie man jetzt so oft fragen hört, was sie mit ihrer Tochter machen sollte? Ob sie allen Forderungen, welche die Welt an junge Mädchen und an Frauen stellt, entsprechen werde, wenn sie als gute Tochter einer fleißigen Hausmutter zu einer solchen herangebildet ist? Sie sah nicht darauf, daß dieselbe eine Fertigkeit in den sogenannten feinern weiblichen Arbeiten, auch in Musik und Modearbeiten sich erwerbe, wie jetzt viele verzärtelte Mütter durch Ueberezziehung ihren Töchtern das Grab für Leib und Seele graben; indeß es besser wäre, wenn sie selbe durch gutes Beispiel und mütterliche Sorgfalt zu wackern, braven und genügsamen Hausmüttern und treuen Gattinnen heranbildeten, und den Grund zu glücklichern und zufriedenern Ehen legten, und so dem alltäglich gewordenen Herabkommen und Bankerotmachen ein Damm gesetzt würde. — Rosalias Augenmerk war nur darauf gerichtet, ihren Kindern durch Gespräche die ersten Anfangsgründe der christlichen Religion beizubringen; sie nebenbei zu Verrichtung kleiner, ihrem Alter und ihren Kräften entsprechenden Arbeiten anzuhalten, und sie stets auf das Gute aufmerksam zu machen. Und so konnte es freilich nicht fehlen, daß ihre Kinder gut und wohlgezogen waren.«

„Solche Eltern sind jetzt selten«, — unterbrach Meister Veit des Erzählenden Rede. — »Ihr erlaubt mir schon, hier gleichfalls eine Begebenheit in Kürze zu erzählen, welche ich selbst erlebt habe, und welche ein trauriger Beleg unserer Modeerziehung ist. Das Herz ist mir einmal voll davon; daher verzeihet,

daß ich hier Ihrer Erzählung auch meine wenigen Erfahrungen und Bemerkungen einschalte. Unser würdiger Herr Pfarrer, welcher die bösen Folgen der jetzigen Erziehungsweise, wie sie in vielen Familien, auch vom Mittelstande, befolgt wird, wohl einsieht, und mit rühmlichem Hirteneifer dagegen arbeitet, hat diese Begebenheit mir recht warnend an's Herz gelegt.«

»Lasset einmal hören«, sagte jetzt hastig Frau Maria, »solche Erzählungen, die auch uns Weiber angehen, vernehme ich ungemein gerne. Und Du, lieber Mann, wirst es mir nicht verargen, wenn ich so Deinen Vortrag störe.«

»Keineswegs«, versetzte der biedere Gatte, »vielmehr freut es mich, wenn Dir dadurch ein Dinst erwiesen wird: und auch ich höre, wie Du ja selber weißt, Erzählungen gerne. Darum beginnet, Meister Veit; ich werde alsdann in meiner Geschichte fortfahren; und was heute nicht mehr erzählt wird, das soll uns morgen den Abend hier in traulichem Familienkreise verkürzen.« — Meister Veit nahm also das Wort und begann:

»Es war vor wenig Jahren ein reicher Mann. Der hatte eine einzige Tochter. Diese wurde nun von frühester Jugend auf zu Allem erzogen, was ihr Auftreten auf der allgemeinen Schaubühne des Lebens recht prächtig und glanzvoll machen sollte. Den Tanz nach allen seinen gesundheitzerstörenden Weisen, Gesang, Clavier und leider auch das verderbliche Spiel lernte Clotilde — so hieß das Unglückskind — frühzeitig und schnell, und schmeichelte dadurch der Eitelkeit ihrer Mutter im höchsten Grade. Sie galt als wohlgebil-

det, witzig und belesen. Denn sie hatte sich durch das Lesen eines Schwarms von giftathmenden Romanen einen Kenntniß-Kranz für's Leben gewunden, der bei seinen schnell verdorrenden Blumen auch den Tugendkeim in ihrem Herzen bald zu ersticken drohte. Zwar war sie nicht ohne Urtheilskraft, und ihr Herz nicht eigentlich böse. Aber anhaltende Schmeicheleien, und die Freiheit, ohne Anstand über jegliche Frage und Sache ihr Urtheil fällen zu dürfen, und dabei immer Recht zu erhalten, machten einen verderblichen Eindruck auf Herz und Geist, und wurden ein zehrender Wurm an Clotildens Seelenruhe. Von weiblichen Arbeiten lernte sie nichts. Nur ein wenig Stricken übte sie, und dieß nur, um an öffentlichen Plätzen an der Seite ihrer Mutter kleine Galanterien zu verfertigen, dadurch der Anwesenden Augen auf sich zu ziehen, und dabei Lob um Beifall einzuernten. Dabei untergruben aufschießende junge Leute, deren Tugendsinn so abgestumpft, als ihr Gewissen gegen Glauben und Religion gleichgültig war, durch Herabsetzung alles Dessen, was der Priester, als Diener des Wortes Gottes, auf der Kanzel vortrug vollends ihren schwachen Sinn und ihre Empfänglichkeit für's Edlere, Erhabenere und Himmlische. Dagegen nahmen Eitelkeit, Hochmuth, Unwissenheit, Eigensinn und eine unsinnige Neigung zum Spielen Platz.

Die Unfolgsamkeit und die täglich zunehmenden Laster, wozu die Mutter gute Miene machte, und selbe als zeitgemäß rühmte, warfen den bessergesinnten, aber friedlich gestimmten und den Hausfrieden lie-

benden Vater auf's Krankenbett, wo er bald seinem Grame erlag, nachdem er nochmal zuvor seiner Tochter gleichsam in prophetischem Geiste das Unglück mit weinenden brechenden Augen vorhersagte, welches ihr so bald drohte. Allein ihr Leichtsinn und ihre Flatterhaftigkeit waren zu groß, und betäubten ihr Herz und Ohren gegen die wehmüthigen Warnungen des erblassenden Vaters. Und die Mutter gab dem etwa noch im Herzen schlummernden Keime für das Bessere nun vollends den Todesstoß. Denn kaum war der Vater vier Wochen in dem Schooße der kühlen Erde, um da von den Sorgen, aber eiteln Bemühungen für die Erziehung seiner Tochter auszuruhen, als die Mutter, welche den Verlauf der herkömmlichen Trauerzeit kaum erwarten konnte, mit dem schwarzen Trauerkleide auch die verstellte äußere und innere Trauer ablegte, und sich in Gesellschaften zu zerstreuen suchte.

Da durfte nun freilich Clotilde nicht fehlen, um im Kreise anbetender Alltagsgötzen mit leeren Titeln und gleichgefülltem Kopfe ihr baldiges Glück zu machen, und durch den Zauber der entnervenden Freuden des Weltglücks die Bahn zum zeitlichen und ewigen Verderben zu ebnen. Das zehrende Fieber folgte bald der Mutter und Tochter auf der Ferse; das hinterlassene Vermögen ward in kurzer Zeit den Alltagsvergnügen geopfert; und mit dem Verfall des Reichthums und dem Eintritt des Siechthums schwanden alle Verehrer, wie die Bienen — nein wie die Wespen — vor dem aufsteigenden Rauche. Arbeiten hatten weder Mutter noch Tochter gelernt; somit

endeten beide, verachtet und von Vielen sogar unbemitleidet, auf dem Strohpolster, welchen die Mildthätigkeit eines von ihnen verstossenen Dieners den Siechen gereicht hatte.

Ein trauriges Loos, aber ein warnendes Beispiel für Mütter«, — sprach Meister Ulrich, und fuhr in seiner unterbrochenen Erzählung fort.

Viertes Kapitel.

Die Brautwerbung und Verlobung.

»Nachdem nun Hans Gräth einige Jahre in unsern Mauern verweilt hatte, faßte er den Entschluß, sich hier zu verehelichen und an der Seite einer lieben Gattin die Freuden und Leiden dieses Pilgerlebens zu theilen. Seine Wahl fiel auf Barbara Kupferer. Nach öfterm Besuche, den der fleißige junge Mann den Eltern der ersehnten Braut abgestattet hatte, öffnete er eines Abends sein Herz, und sprach: »Lieber Freund Kupferer, meine Wahl ist getroffen; ich will glücklich werden; gebt mir diese Perle; ihr Leben sei an das meine gekettet: mir ihr allein will ich meine fernern Tage verleben: gebt mir Eure Einwilligung.«

Die züchtige Jungfrau erschrack bei diesen Worten, und verhüllte ihr Gesicht, während ihr Herz laut schlug. Die Eltern sahen sich erstaunt und fragend an. Aber nach einer Pause stummer Gefühle

sprach der Vater, ein Kupferschmid: „Gräth, Ihr seid ein treuer, braver und fleißiger Arbeiter in Eurem Fache: Ihr werdet auch mir ein treuer, redlicher Sohn werden, der das Glück unseres Kindes und die Freude der Eltern zum Ziel des Lebens machen wird.“ Freudig willigten alsbald die Eltern in diese Verbindung. Denn der Vater, ein vester Mann, der auf seinen Bürgerstand und auf sein freiwilliges Gewerbe mehr hielt, als auf alle prunkenden Flitter und Ritterkünste des fehdesüchtigen Adels, wollte seine Tochter einem tüchtigen, kunstreichen Handwerksmann gerne vermählen. Denn darin hoffte er in seinem Alter Trost und Stütze. Und zudem hatte ja Hans Gräth, dessen Geschick, Redlichkeit und Kunstfertigkeit ihm den Vorzug vor seinen Kunstgenossen gab, sich die Gunst der Eltern schon lange erworben; und die Mutter schätzte sich glücklich, ihr liebes Kind in Augsburg's Ringmauern, in ihrer wohnlichen Vaterstadt, versorgt zu sehen, um einst die Enkelchen auf ihrem Schoose wiegen zu können.

Ueberhaupt war damals der Bürgerstand hoch geachtet, und wenn er gleich aus verschiedenen Klassen zusammengesetzt war, so daß früher die Schöffen und die Patrizier, die selbst zum Theil aus dem Ritter- und Adelsstand in den Bürgerstand übertraten, noch einen scharfen Gegensatz gegen die aus den Hörigen entstehenden Handwerker und Ansiedler bildeten; so hatte doch im Aufblühen der Gewerbe, in der Waffenfähigkeit und in dem genossenschaftlichen Band, das alle Bürger umschlang, der Unterschied sich mehr und mehr verwischt, und den Bürgern den Impuls zu

ihrem Selbstgefühl gegeben. Und die brüderliche Eintracht unter den Bürgern hob ihren Wohlstand und ihr Glück. Nicht hörte man den einen über den andern losziehen an öffentlichen Plätzen; Keiner wagte es, über seine Vaterstadt öffentlich zu schimpfen und sie gegen Außen und andere Städte herabzusetzen; jeder hatte gleiche Ansprüche und gleiche Rechte, und keiner wurde auf Kosten des andern beeinträchtiget oder bevortheilt. Gemeinsinn durchnervte alle Stände und Klassen; und Luxus und Wohlleben bahnte nicht den schlüpfrigen Weg zu gar noch ehrenvollen Bankerotten. Der Bürger stand in seinem Werthe, und seine Arbeiten wurden gesucht und bezahlt: jeder hatte Arbeit und Lohn, und kein störend, in den Gang des bürgerlichen Verbandes, einwirkendes Maschinen- und Fabrikenwesen, baute die Straße zur Geldaristokratie und den Steig zum Siechen- und Findelhaus.«

»Es war Mitte Aprils des Jahres 1346. Ein lautes Leben regte sich innerhalb und außerhalb der Stadt: die Störche schwebten bereits über dem Kirchthurme zu St. Georg, um sich auf dem Kirchdache niederzulassen. Dieß war dem lieben Volke ein neues Schauspiel; denn obschon ehedem jedes Frühjahr diese Zugvögel Augsburg mit ihrem Besuche beehrten, seitdem das Gotteshaus zu St. Georg stand, welches im Jahre 1072 einige Domherrn erbaut hatten, dessen Bau aber Bischof Walther — der bei dieser Kirche 1135 mit seinen Kanonikern ein regulirtes Kanonikatstift nach der Regel des heiligen Augustin stiftete — um 1135 begonnen und 1143 einge-

weiht hatte; so war es doch seit einigen Jahren nicht mehr geschehen. Zwar war das alte Nest auf dem Kirchdache erhalten: aber die Bosheit zweier muthwilliger Jungen hatte die Brut vor Jahren zerstört. Dieses wurde von den armen Vögeln lange nicht vergessen. Doch heuer kamen sie wieder, gleichsam als Boten der Verzeihung, mit der stillen Kunde, daß der Frevel gebüßet sei, und daß sie nun bleiben, und wandern und wiederkommen werden, um durch ihr Beispiel das Volk Verträglichkeit zu lehren, und die alte Liebe zu wecken zum Gotteshaus und die ewige junge Sehnsucht nach dem Unendlichen.

Dieser Tag — es war das Fest des heiligen Martyrers Georg, dieses unerschütterlichen Blutzeugen und Kämpfers für die wahre Religion — ward zur Verlobung der beiden Glücklichen bestimmt.

Die Morgenröthe lehnte sich in voller Pracht an den tagenden Himmel, und der Morgenfriede schmingte sich freundlich lächelnd an die bescheidene Erde. Barbara's Vater saß im Garten auf dem weichen Moose der Rasenbank, und blickte hin auf seine friedliche Wohnung, der heute ein hohes Glück wiederfahren sollte. Ueber dem Silberhaupte des Greises wölbten sich die weiten Aeste einer Linde, die auf einem kleinen Hügel stand, gleich dem Denkmal auf dem schweigsamen Grabe, in dem er am Tage seiner Vermählung die Thorheiten seiner Jugend begraben hatte. Es war damals dieser Tag der Lindenpflanzung ein Scheideweg; die Linde eine Marke auf demselben.

Indeß waren Barbara's Freundinnen herbeigeeilt, und hatten derselben, als Anerkennung ihres lautern, jungfräulichen Jugendwandels, unter herzlichen Glück- und Segenswünschen den Myrthenkranz auf das lockige Haupt gesetzt. Da erscholl auf einmal aus dem nahen Hause, so daß der Greis unter der Linde es vernehmen konnte, der frohe Ruf: „Siehe, da droben unter der grünenden Linde sitzt der greise, geliebte Vater;“ und Braut nnd Bräutigam, in Begleitung der sorgsamen Mutter und der fröhlichen Brüder fielen dem theuern Alten um den Hals. Der segnende Vater weinte, als er das junge Brautpaar umarmte, und sprach: „Kinder, werdet glücklich, wie ich es war, und noch bin, wie es auch meine Eltern gewesen. Liebet und achtet einander, wie ihr an unserm Beispiele gesehen; Beispiele machen einen bleibenden Eindruck. Sehet, noch immer schwebt mir die sanfte Milde und die ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit im Gedächtnisse vor, mit welcher mein Vater meine Mutter anzureden pflegte. Von meiner Kindheit an konnte ich oft bemerken, wie ein Lächeln meiner Mutter über die Stirne ihres Gattin Heiterkeit und Freude verbreitete. Tausendmal bin ich und meine Geschwister bis zu Thränen gerührt worden, wenn wir sahen, wie angelegentlich unsere Eltern bemüht waren, sich wechselseitig unschuldige Vergnügungen zu verschaffen. Als sie im Begriffe waren, mich zu verheirathen, wollten sie nun meine künftige Gattin. — Dich liebes Weib, theure Rosalia — nur aus der Mitte einer solchen Familie

wählen, deren Eltern in einer vollkommenen Einigkeit lebten.«

Und nun wandte sich die Mutter an den Bräutigam: „Ich wünsche nicht, daß Du Dich verheirathest, bloß und allein, um eine Frau im Hause zu haben. Bestrebe Dich, eine vernünftige Frau aus ihr zu machen. Barbara ist gut und fromm und an Sparsamkeit gewöhnt. Sie ist sittsam: laß ihr die Schamhaftigkeit, die einer jungen Frau sowohl ansteht, und die so viele, aber unverständige Männer gleichsam recht geflissentlich ihren Weibern benehmen. Nie kleide sie sich in Beisein der Männer an. Alle Tage verrichte sie ihr Gebet öffentlich. Dieses Beispiel ist man seiner Dienerschaft schuldig. Sie lerne zu Hause bleiben, gute christliche Schriften lesen, und arbeiten. Vernachläßiget euch nicht, wenn ihr allein beisammen seid, selbst nicht in den geringsten Dingen. Man hat allseitig die Bemerkung gemacht, und kann sie täglich im Leben machen, daß die größten Abneigungen nur aus Kleinigkeiten, die aber oft wiederkehrten, entstanden und noch entstehen. Man gebe sich nur im Anfang wenig hin, man beobachte, man achte sich gegenseitig, und Alles geht gut in der Folge, und ohne große Anstrengung. Ordne Deine Ausgaben; nur die Eitelkeit schafft immer neue Bedürfnisse; die Natur gibt nur solche, die leicht zu befriedigen sind. Rede nie Unanständiges oder Unwahres vor ihr; entweder glaubt sie Dir nicht, so wird sie Dich verachten Deiner Lügen wegen; glaubt sie Dir, so wirst Du sie zum Bösen verleiten oder ermuthigen, und zwar durch Deine Lügen selbst.«

Allmählig nahete indeß die zehnte Morgenstunde, welche nach dem Wunsche der Eltern und Brautleute zur Vermählung bestimmt war. Nun bewegte sich der Zug in die Kirche zur Trauung. Höher als der Diamantschmuck einer reichen Erben leuchtete Barbara's Unschuldskranz. Sie glich einer Siegerin, auf deren ganzem Antlitz und aus deren ganzen Wesen die frohe Ueberzeugung strahlte, sie werde nicht, das Loos vieler Mädchen theilend, heute in Sklaverei geschleppt, oder von nun an die Tyrannin ihres Gatten sein. Die grünenden Zweige und die duftenden Blumen, die sie schmückten, wie der ersehnte Frühling seine verjüngten Auen, erinnerten an jene glückliche Zeit, wo die Gattin, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, des Mannes Gehülfin war. Ihre Hoheit bürgte dafür, daß sie mit Muth und Fassung die Prüfungen bestehen werde, mit welchen Gott das Band der Ehe im Feuer härtet.

Fest und doch zärtlich führte Barbara, wie im Triumphzuge der Unschuld, den Bräutigam an der Hand, den ihr der Himmel gegeben hatte. Denn sie wußte, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, die Menschen aber nicht immer thun, was der Himmel beschließet, und die Welt oft störend zwischen seine Anordnung tritt. Immer näher kamen sie der Kirche, wo das Vertrauen der Verlobten noch inniger werden, und das Anschauen eines gottgefälligen Zusammenhaltens sie unter einander fester verbinden sollte. Dieses Fest sollte ja, nach der Meinung der gottseligen Brautleute, nicht eigentlich ihnen zu Ehren gefeiert werden, sondern ein christliches Fest, ein

Fest der katholischen Kirche sein, in welcher Gottes Gnade sie geboren werden ließ, Lehrertreue und Elternliebe sie erzog, durch deren Heilsmittel sie auf der rechten Bahn der Tugend erhalten, und zum Sieg wider die Sünde gestärkt wurden, und noch ferner gestärkt und gekräftiget zu werden wünschten. Sie glaubten fest, daß trotz der gegenwärtigen Liebe ihre Ehe auch der kirchlichen Sanktion bedürfe; denn sie sollte ja nicht auf kurze Zeit dauern, sondern ewig, wie die Kirche selbst, die auf einen Felsen gebaut ist. Ihre Ehe sollte innig sein, wie die Verbindung Jesu mit seiner Gemeinde.

Umschauert von Gottes Gegenwart traten sie nun im Hause Gottes betend den neuen Stand an. Die christliche Ehe nahete in ernstem und feierlichem Gange; in stillem und erhabenem Pomp. Alles kündigte hier an, daß sie eine neue Laufbahn betreten. Die Worte des Ehesegens, (Worte, die Gott selbst über das erste Ehepaar auf der Erde aussprach) ergriffen den Ehemann mit allgewaltiger Kraft, und sagten ihm, daß er jetzt den wichtigsten Zeitpunkt des Lebens beginnen; — daß er, wie Adam, jetzt der Vorsteher einer ganzen Familie werden sollte; daß er in diesem Augenblicke die ganze Last seiner menschlichen Bestimmung auf sich lade. — Nicht minder eindringend und kräftig war der Unterricht für die Frau. Das liebliche Bild des erwarteten Vergnügens mußte dem ernsten Bilde heiliger Pflichten weichen. — Vom Altare her schien ihr eine Ehrfurcht gebietende Stimme zu zurufen: „O Eva, weißt du auch, was du thust? Weißt du, daß dei-

ner von nun an keine andere Freiheit, als die des Grabes wartet? Hast du erwogen, was es heißt: in deinem sterblichen Leibe den unsterblichen Menschen, das Bild der Gottheit, zu tragen." — Im Andenken an die Heiligkeit des neuen Standes und seiner Pflichten, sprachen sie jenes ernste Ja, das sie bewahren soll vor einer Scheidung, welches neben Selbstmord und Meineid das fürchterlichste Wort ist, das wir kennen. Vor Gottes Angesicht, in der heiligen düstern Stille des Tempels, reichten sie sich die Hände, und beherzigten wohl, daß ihre Ehe ein Geheimniß ist, in welches nur das Auge des Höchsten schauen darf, und das süße Geheimniß der ersten reinen Liebe bleibt, in welchem die Gattin um den Mann her des Lebens Blumen streut, wie jene Ranken der Wälder, welche den Eichstamm mit ihren duftenden Kränzen zieren: wo der geheimnißvolle Schleier, mit welchem in den ersten Perioden des Christenthums die neu verbundenen Gatten bedeckt wurden, von ihnen selbst ganz aufgehoben, ganz entfaltet werden mußte, bis sie in traulicher Eintracht zum Staube zurückkehren, und jenseits des Grabes einander wieder finden.

Fünftes Kapitel.

Die glückliche Ehe und wohlthätige Familie.

Nachdem die Trauung in der Kirche vollzogen war, und alle Anwesenden ihr Gebet zum Vater der Erbarmungen hinaufgesendet hatten zu dessen Gnadenthron, bewegte sich der Zug in derselben schönen Ordnung und Stille in die neue Behausung des Meisters Gräth zurück, welche er vor wenigen Tagen angekauft hatte, von der Wittwe des Glockengießers Benno, der hier vor einigen Jahren selig entschlafen war. Wenn wir jetzt nach dieser Wohnung und ihrer Lage fragen, so ist dieß das Haus Lit. F. Nro. 76; und Eigenthum des fleißigen und gewerbkundigen Webermeisters Andreas Hitzler des Jüngern, der hier in seiner geräumigen und belebten Werkstätte viele fleißige und thätige Arbeiter beschäftiget und sie nebst ihren Familien erhält; so daß es gleichsam eine göttliche Fügung scheint, daß das Haus, wo vor mehr als vierhundert Jahren Kunst und Betriebsamkeit geherrschet hat, jetzt wieder von einem thätigen und kunstreichen Vater auf einen gleichen Sohn vererbt wurde.

Der Tag der ehelichen Verbindung war auch der Anfang einer glücklichen Ehe. Und konnte es anders kommen? Es hatte ja eine vernünftige Wahl und nicht der blinde Wille unverständiger Eltern oder geldsüchtiger Verwandten Barbara Kupferer zur

zärtlichen Gattin des rechtschaffenen und arbeitsamen Meisters Gräth gemacht. Der Himmel segnete den Fleiß des thätigen Mannes: seine Arbeit gab ihm Speise; seine Zufriedenheit würzte das Mahl und der süße Schlummer nervte seine müden Glieder stärkend zur Wiederaufnahme der täglichen Arbeit. Und bei seiner Thätigkeit fielen auch die Klagen weg welche mancher seiner Mitbürger täglich anstimmte, und die auch in unserm Jahrhundert eher steigen als abnehmen. Es sind dieß die Klagen über die schlimmen Zeiten; über Mangel an Nahrung, und über sogenanntes Zurückkommen, deren Ursache in dem Benehmen der Menschen selbst wurzelt, und verderblich wuchert. Meister Gräth fand sein Brod, und die Arbeitsamkeit gab ihm den schönsten Lohn darin, daß sie ihm das Wohlwollen jedes Edeln verschaffte, ihn von vielen drohenden Gefahren abhielt, und ihm so den Zweck zu erreichen half, zu dem jeder Sterbliche geschaffen ist.

Nun will ich mich nicht mehr darüber aufhalten, unterbrach Meister Veit, wenn auch jetzt so mancher Bürger immer und überall über schlechte Zeiten klagt: war es ja schon vor fünfhundert Jahren nicht anders. Wenn ich so einen Schreier höre, welcher der, in seinen Augen verdorbenen, Welt bis zum Taubmachen ins Ohr scheiet: „O Zeiten! o Sitten!“ so denke ich immer bei mir selbst: »Gewissermassen ist zwar diese Behauptung wahr; im Allgemeinen aber möchte ich sie für ungegründet halten. Man vergleiche unsere Zeiten nur mit diesen und jenen, und man wird staunen über jede heilsame Ver-

besserung, welche zur Ehre der Menschheit vorgenommen worden ist. Sind nicht viele Mißbräuche und Verirrungen der vergangenen Jahrhunderte auf dem Ozean des Menschenlebens gleichsam nur so viele hervorragende, warnende Klippen für uns, um mit kluger, bescheidener Vorsicht daran vorübersegeln zu können? Wir haben aus der Asche des barbarischen Mittelalters einen muthigen, frischen und glänzenden Phönix herrlich erstehen lassen. Die Alten erfanden für uns: wir aber brachten ihre Erfindungen und Ideen in Systeme und Ordnung.

Mein Herr Lehrer, bei dem ich bis in mein achtzehntes Jahr die Feiertagsschule besucht habe, und, wie er, auch unser würdiger Herr Kaplan, der uns in der Schule und Kirche nützliche, für dieses und das andere Leben heilsame Lehren und Grundsätze beizubringen suchte, sagte gar oft, wenn er auf diesen Gegenstand zu sprechen kam: „Im Einzelnen mag die Welt sich verschlimmert haben; im Ganzen ist sie besser geworden. So lange die menschliche Natur nicht des höchsten Grades von Einsicht, Sittlichkeit und Religiosität theilhaftig ist, so lange wird man immer noch von Irrthümern und Verbrechen hören. Dieß ist Folge unserer Eingeschränktheit, der mangelhaften oder überspannten Erziehung zu Hause und in Schulen, und gewiß auch der bösen Gewohnheit. Auch ist der Mensch überhaupt geneigt, vergangene Zeiten auf Kosten der Gegenwart zu preisen. Nie zufrieden mit dem, was er hat, sucht er immer Gelegenheit zu Klagen, und findet ein Vergnügen darin, wenn er sagen darf: „Trotz allen Bemü-

hungen und Anstrengungen kann man in diesem verdorbenen Zeitalter kaum mehr ruhig, zufrieden, kaum mehr als ein ehrlicher Mann leben.« Das sind schlimme Zeiten, hört man die Volksverführer und Volkstäuscher schreien, denen ihr pestartiges Höllenhandwerk dadurch erschwert, eingestellt und niedergelegt wird, daß man sich von den milden Fürstenthronen aus weise und väterlich bemühet, der niedern Volksklasse bessere Begriffe von Recht und Menschenwerth beizubringen und ihnen die Augen zu öffnen, daß sie den mit blumigen Versprechungen besäeten Abgrund des zeitlichen und ewigen Verderbens sehen, in welche solche verruchte Aufwiegler die Verblendeten zu stürzen drohen. — Ach, das sind schlimme Zeiten, ruft laut der Spekulant, dessen persönliches Interesse unter den Palmzweigen des Friedens leidet, und welcher lieber die verheerende Brandfackel eines Krieges entzündet sähe, um aus den Verlursten tausend Unglücklicher seine Kassen zu füllen und seine Hände mit Blutgeld zu beschweren. — Das sind schlimme Zeiten, schreiet der Wucherer, der im Unglück und in der Noth der Armen seine Ernte sucht, und mit ihren Thränen seine Geldsaaten dünget, und noch ein verdrüßliches und bedenkliches Gesicht ziehet, wenn er auf Gegenstände, welche einen sechsfachen Werth haben, höchstens ein Dritttheil desselben borget, weil er gewiß weiß, daß die Armen es an dem unveränderlich festgesetzten Tage mit diesen Wucherzinsen nicht mehr auslösen können. Dieß sind schlimme Zeiten, ruft mürrisch ein solcher, wenn die Bäume an=

fangen mit weißem Reif überzogen zu werden, die Jäger auf den Anstand gehen und ein scharfer kalter schneidender Wind an den schlecht verwahrten Fenstern rüttelt, daß die Kleinen, welche halbnackt in den dunkeln Stuben sitzen, mit Händen und Füßen klappern, oder wenn der Bäcker kein Brod mehr borgen, oder der harte Miethsherr eine dürftige Familie zur Zinszeit, weil sie nicht zahlen kann, in Nacht und Frost hinausstossen will: und in dieser Lage die armen geängstigten Leute, die ihre lieben Kinder nicht erfrieren, nicht verhungern, nicht dem Unwetter ohne Dach und Fach preisgeben mögen, ihr beßtes, kostbarstes Stück, was sie aus den harten Zeiten noch gerettet, vielleicht von den Ihrigen am Hochzeitstage bekommen haben, nehmen, und dem Wucherer vermiethen, weil sie denken, daß ihre Kinder ihnen dennoch lieber als ihre Kleinodien sind. —

Dieß sind schlimme Zeiten, murrt der Stolze, der, vom leidigen Hochmuthsteufel geplagt, von allen Andern hoch angesehen und vor Allen ausgezeichnet zu sein wünscht, obschon er weder Verstand noch Verdienst besitzt. — Das sind schlimme Zeiten, brummet der Spieler, welcher unfähig zu Allem, was nicht Spiel ist, die Geschäfte seines Amtes verläßt, um seinem Hange genug zu thun: der um zu spielen, sein Haus und seine Habseligkeiten verkauft, ja sich selbst verkaufen würde, weil er am Ende doch sich selbst mordet. — Das sind böse Zeiten, gähnt der Tagdieb, bei dem der Müssiggang verderblicher angreift, als der Rost, und der seine meiste Zeit vergeudet oder verschläft, indeß

ihn dieses Laster mit einem großen Gefolge — wie an manchen Orten den Spaziergänger die Bettler — begleitet. Denn Müssiggang erzeugt Langweile; daher kommen die, welche sich ihm ergeben, so oft zur Trunkenheit. Die Getränke erhitzen das Blut; daher werden sie wollüstig und liederlich. Durch den Müssiggang können die Meisten nichts verdienen; daher werden sie oft Betrüger oder gar Diebe, weil ihre Lebensart viel Aufwand erfordert. — Das sind schlechte Zeiten, jammert der durch eigenes Verschulden Verarmte, wenn er seine Steuern und Abgaben entrichten soll, aber das Geld entweder vergeudet oder verschwendet hat; und daher nothwendige Abgaben dem Gemeinwohle schulden muß, die doch durch gute Fürsten von ihren Unterthanen erhoben werden, und zur Aufrechthaltung des Gemeinwesens nothwendig und gerecht erhoben werden müssen, und daher nur den Dünsten gleichen, welche die Sonne von der Erde aufzieht, und die als fruchtbarer Segen wieder auf sie herabfallen.

Kurz, man findet in Allen Ständen Unzufriedene. Aber man würde sich arg täuschen, wenn man den Zustand des gegenwärtigen Menschengeschlechtes nach den Aeußerungen dieser einzelnen abmessen wollte. Ganze Provinzen können im Unglück schmachten, und doch darf man nicht glauben, daß man deßhalb mit Recht über Verschlimmung der Zeiten klagen dürfte. Auf das Allgemeine muß man sehen; erhebt und entwickelt sich da der menschliche Geist mehr und mehr, erweitern sich seine Gränzen, berichtigen sich seine Begriffe von Recht, Tugend und Wahrheit, vom

Zwecke seines Daseins und von Menschenwerth; dann muß ihn dieß zufrieden stellen und beruhigen. Uebrigens würde es selbst in Utopien, diesem Lande der Fabel und der Träume, unzufriedene Menschen geben, die Ursache zu haben wähnten, über schlimme Zeiten zu klagen. Wer will und kann es Allen recht machen? Die menschlichen Bedürfnisse sind zu verschieden, sind zu groß und mannigfach: wer diese einzuschränken, und mit Wenigem sich zu begnügen versteht, der wird in jedem Zeitalter und in jedem Stande zufrieden leben können.

Ganz gut gesprochen, Meister Veit, nahm jetzt Meister Ulrich das Wort. Der Herr Kaplan hat ganz recht. Doch eine Quelle der allgemeinen Klage ist, meines Erachtens, auch der Umstand, daß jeder sich seines Standes — des Standes seiner Eltern ebenfalls — schämt, wenn dieser niedrig ist, und wenn er hoch ist, noch höher hinaus will. Ja, glaubt mir, das ist's! Wer aber nur ein einziges Mal an die Tausende von Menschen denken wollte, die viel unglücklicher sind, als er, der würde sich schämen und recht mit dem zufrieden sein, was ihm der liebe Gott bescheert hat. Dazu wähnen die Thoren, diese Erde, diese Pilgerfahrt, sei das einzige Ziel ihres Daseins; und hier müßten alle ihre Wünsche und Gelüste vollkommen befriediget werden. Und diese Menschen sind recht sehr zu bedauern, weil sie vergessen, daß sie von Gott gesendet sind in diese Welt, als in ein Land der Prüfung; daß sie Gott zwar an verschiedene Posten gestellt, aber nur für einstweilen, und daß er von oben sie ununterbrochen beobachtet, wie sie ihre Stelle aus-

füllen, um sie auf eine höhere zu berufen, sobald sie geübt und geläutert darnach verlangen. O, elende, verblendete Erdenwürmer, die ihr wähnet, euer zeitlicher Beruf sei eure ganze Bestimmung und aus ihm müsset ihr Seligkeit ziehen; die ihr euch verleiten lasset, ungeduldig zu werden im Dienste des Herrn und wider Gott zu murren, da euer Glücksdurst aus jener trüben Quelle nicht gestillt wird! O, arme Menschen, die ihr nur immer gieriger und ängstlicher ein jedes Tröpflein aus ihr zu haschen, neidisch an euch zu reißen, und Andern zu entziehen sucht; die ihr, dienend, spinnend, krämernd, all euer Sinnen und Trachten, Wirken und Sorgen, Leiden und Leben darauf verwendet, einige Kreuzer und Gulden zu gewinnen, und, wenn ihr diese eure Seligkeit nicht erreicht, über die Zeiten klaget und murret.

Da dachte und handelte Meister Gräth ganz anders. Sein Wahlspruch war: »Wenig Bedürfnisse haben, ein sicheres und beständiges Handwerk zu ihrer Befriedigung treiben, ist das ganze Geheimniß zu einem zufriedenen Leben.« Und diesem Wahlspruch getreu handelte er auch. Da konnte ihm der Segen nicht fehlen. Besonders da er seine tägliche Arbeit mit Gott begann, und mit Danksagung gegen Gott schloß, wuchs das Glück und der Wohlstand seines Hauses. Aber die Früchte seines thätigen Wirkens flossen auch als milde Spenden in den Schoos der Armen und Dürftigen. Dabei suchte er jedoch so gut als möglich den Namen des Wohlthäters zu verbergen, der selbst seinen Feinden und Hassern eine Scherflein der Unterstützung

zusendete; wenn auch bei manchen Armen diese Hülfe gleich einem Wassertropfen auf die lechzende Zunge eines Durstenden in der Wüste war. Sein Wahlspruch dabei war immer: „Man muß leben und leben lassen,“ in welchem Ausdrucke das Gesetz des Mitleidens und der Billigkeit liegt. Denn so gut, wie man selbst zu leben wünscht, soll man auch Andern das Leben gönnen. Dieses ist den Hartherzigen zur Lehre gesagt, welche nur allein für sich sorgen.

Kam ein Bettler vor die Hausthüre, und bat Frau Barbara um eine Unterstützung oder um etwas Nahrung, so ging er gewiß nicht leer oder hungrig von dannen. Denn die Hausfrau hatte ein mitleid ges Herz, selbst gegen die armen Thierchen, um wie viel mehr gegen Mitmenschen, die Gottes Ebenbild, Gottes Geschöpfe sind. Sie bedachte wohl, daß im eigentlichen Verstande jeder Mensch als Bettler geschaffen ist, und vor Gott und Menschen ein Bettler bleibt. Denn einer bedarf des Andern. Um Beistand, Nachsicht und Unterstützung müssen wir alle täglich nicht allein Gott, nein, auch die Brüder anrufen; und damit wir es wissen, so läßt uns unser Schöpfer nackt und kraftlos auf die Welt kommen, und noch ehe wir da sind, bedürfen wir Menschenhülfe. »Betteln ist unser erstes Geschäft«, sagt ein geistreicher Mann, „und wie lange bettelt unser Weinen und erweint die schönsten Thaten der Elternliebe und der Geschwisterzärtlichkeit. Ich freue mich auch in diesem Worte wieder unserer deutschen Muttersprache, der Sprache eines kräftigen, gegen

Aussen geeinten Volkes, die bezeugt, das Betteln sei mit dem Beten verwandt. Willst du das Beten verfluchen weil es Heuchler gibt? Gewiß ist, wenn ich hie und da einen Unglücklichen wandern sah mit dem weißen Stecken, wenn ich seine Bitte und Segenswünsche hörte, hörte wie die Kindlein, denen solchergestalt der Mangel sich offenbarte, ausriefen: »Mutter, schnell! Ein ....« Du mußt nicht sagen, Bettler«, ein armer Mann hat schon einmal geklopft. Wenn ich bemerkte die Bereitwilligkeit, mit welcher man hinging, um aufzuwarten (Joh. 13; Luk. 22, 27); wenn ich dieses Alles überdachte; es dünkte mich so schön, und ich wußte nicht, was schöner war, das Bitten und Segnen, oder das zarte Erbarmen und das freudige Mittheilen.«

Mit welcher Bereitwilligkeit Frau Barbara die Armen unterstützte, mit derselben Liebe und Menschengüte empfing Meister Gräth die reisenden Handwerksburschen, auch die eine andere Kunst oder ein anderes Handwerk als das eines Glockengießers erlernt hatten. »Auch ich«, sagte er in solchen Fällen, wenn Fremde seine Unterstützung in Anspruch nahmen, zu sich selbst, »auch ich zog weit von meiner Heimath weg. Auch mich — wie gewiß jeden, der da wandern muß — tröstete die Mutter beim Abschiede im herben Schmerz der Trennung mit den Worten: »Ueberall in der Christenheit wirst du, mein Sohn, gute Leute finden, die um des Heilandes willen einen der Geringsten nicht verlassen werden.« Mancher, der jetzt ein armer Reisender ist, mag ein großer Meister werden: und welcher Segen ist es dann für

seinen Beruf, sein Haus und seine Gesellen, wenn er in der Fremde Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit kennen und schätzen lernte! Auch ich war ein Mal auf der Wanderschaft, und weiß, wie heiß ich Gott anflehte, daß er mich gute Menschen finden lasse. Ich erinnere mich gar wohl, wie ich körperlich und geistig erlegen wäre ohne die liebevolle Spende edler Seelen.« — Nie ertönte aus seinem Munde das jetzt so mißbrauchte »Helf Dir Gott«, welches zwar eine kräftige Wegzehrung wird von Guten dem Guten, ein Segenswort von Dem, der es redlich meint, aber ein Fluch, der auf den hartherzigen Geber zurück fällt.

So schloß Meister Ulrich; da ertönte es von dem Perlachthurme; und der Hammer schlug dröhnend und laut die Zahl Neun. Diese Stunde lud den müden Biedermann ein, seiner Gewohnheit gemäß mit den Seinigen dem stärkenden Schlummer sich hinzugeben. Gerne zwar hätte Meister Veit noch dem Erzählenden zugehört; allein dieser vertröstete ihn auf den Abend des morgigen Tages, wo er die heute abgebrochene Geschichte wieder fortsetzen würde. Dankend schied Meister Veit, und eilte frohen Sinnes seiner Wohnung zu. Auch ich entfernte mich, nachdem ich die Bewilligung erhalten, am nächsten Abend gleichfalls der Erzählung beizuwohnen.

Sechstes Kapitel.

Elternfreuden.

Es nahete der Abend des kommenden Tages. Die Arbeiter auf dem Felde und in den Werkstätten hatten wieder im schnellen Laufe der Stunden die Schwachheit und Kraft des Menschen kennen gelernt. Die Gebetglocke ertönte voll Erinnerungen, voll Ahnungen, herabrufend, hinaufmahnend. Da eilte ich zu Meister Ulrich. Meister Veit war schon anwesend: Beide harreten nur noch meiner. Nach kurzem Abendgruße setzten wir uns auf dieselben Plätze, die wir jeglicher am vorigen Tage inne gehabt hatten, und Meister Ulrich begann, in der Erzählung fortfahrend, wie folgt.

„Es war bereits ein Jahr verflossen, seitdem das heilige Band der Ehe die Glücklichen umschlang. Kein Leiden hatte bisher ihre Tage getrübet. Nur ein Wunsch sollte noch glücklich in Erfüllung gehen; und die irdische Seligkeit war vollkommen. Täglich hatten Beide den lieben Gott um einen Nachkommen gebeten, der ihr häusliches Glück noch vollends begründen und ihm die Krone aufsetzen sollte. Auch dieses Gebet ward erhört. Barbara wurde von einem gesunden Knäblein glücklich entbunden. Mit Thränen der Freude reichte es die entzückte Mutter, welche über der Mutterfreuden der Geburts-Schmerzen vergaß, dem erfreuten Vater, in dem ein neues,

ein liebliches Dasein aufgegangen war; der da lebte in dem Sohne, den der Himmel ihm geschenkt hatte. Ein Himmel lag im Auge des Unschuldigen und er mitten darin, ein Vater im Auge des eigenen Kindes. — O, süße, reine Elternfreuden, o seligen Freuden der Unschuld, könntet ihr uns genügen, wir wären nicht so arm!

Mit gerührtem Herzen zog Meister Gräth jetzt seinen Sonntagsrock an, um das Glück, das seinem Hause wiederfahren, seinen nächsten Verwandten zu verkünden, und zugleich aus ihnen Gevater, als Zeugen seiner Vaterliebe und seiner frommen Vorsätze für die christliche Erziehung des neuen Erdenbürgers, zu erbitten. Nicht Eitelkeit, nicht Gewinnsucht leitete hierin seine Tritte. Er glaubte nicht, daß er über den Schwellen hoher Häuser das Heil der Eltern und des Kindes darin suchen müsse, daß er meinte, durch geldreiche und weltglänzende Pathen die heilige Christenpflicht vertreten lassen zu müssen. Ein Herr, Ein Glaube und Eine Taufe führte ihn zu zwar minder wohlhabenden, aber frommen, rechtschaffenen, christlichen Pathen; welche nicht genug gethan zu haben glaubten, wenn sie dem Pathen einen silbernen Eßlöffel schenketen, in welchem etwa ihr Name tief eingegraben ist, in welchen Namen Viele so verliebt sind, daß ihn natürlich der Täufling auch bekommen muß. Nein, so dachten diese Leute nicht. Ein Vorbild des Glaubens und der Treue wollten sie den jungen Christen werden. Durch Tugend wollten sie ihm vorleuchten, und unverbrüchlich halten, was sie bei der heil. Taufe in des Kindes Namen gelobt

hatten. Durch die Theilnahme bei der heil. Taufhandlung wollten sie wieder auf's Neue getauft werden, damit sie durch die Herrlichkeit des Vaters wieder auferweckt würden und mit neuer Kraft im neuen Leben wandelten. Und eben wegen dieser Begnadigung hielt es einst selbst der Aermste für Sünde und Schaden, eine Gevatterstelle auszuschlagen.

Gleich am andern Tage wurde das Kindlein, in reiner Windel eingewickelt, in die Kirche getragen, damit es recht bald das heilige Sakrament der Taufe erhielte. Hocherfreut umstand die Familie das blundhaarige Knäblein, und entsagte statt seiner der Sünde. Man gab ihm den Namen des Ahnherrn von väterlicher Seite, damit dessen Name in der Familie fortlebe. — Man gab ihm den Namen „Johannes." Da wartete der Vater, dessen Herz vor Freude hüpfte, daß man ihm seinen Sohn reiche, damit er der ungeduldigen Gattin, welche alle Schläge der Taufglocke aufmerksam zählte, ihn wieder gäbe. Im Hause der beglückten Familie angekommen, umrang man das Wochenbett der Mutter. Thränen sanfter Rührung, Thränen heiliger Andacht entfloßen aller Augen. Von Mund zu Mund ward des Kindes neuer, des Ahnherrn alter Name wiederholt. Jeder vereinigte die Erinnerung der Vergangenheit mit den Freuden der Gegenwart.

Und betrachten wir die Mutter, wie sie sich des holden Knäbleins von nun an annahm. Sie widmete der Erhaltung, dem Wachsthume und der Vervollkommnung des geliebten Gegenstandes, den der Himmel ihren Wünschen geschenkt hatte, eine sorgfältige

Zärtlichkeit. Der Kleine ruhete an ihrem Busen, schlummerte in ihren Armen, empfing von der Mutter Lippen die keuschesten Küsse, die unschuldigsten Liebkosungen, die für ein Kind sind, was den jungen Pflanzen der Thau des Morgens ist. Denn solche Liebkosungen machen ja das Kind selbst liebkosend. Fröhlich umarmte der Kleine seine mütterliche Ernährerin, die es sich zur heiligsten Pflicht machte, den Sohn mit ihrer eigenen Substanz zu nähren; weil sie der Ueberzeugung lebte, daß alle Gewohnheiten, alle Anstalten des in Gesellschaft lebenden Menschen darauf abzielen sollen, das Gefühl oder die Liebe des Menschen für den Menschen zu mehren und zu verstärken, weil die Liebe das Prinzip ist, das die Wesen in politischer Gesellschaft erhält. „Eine Mutter.“ — sagte sie — »die sich weigert, gleichsam sich selbst dem Wesen zu schenken, dem sie das Dasein gegeben, liebt ihr eigenes Ich mehr, als ihre Kinder.“ Sie brachte dabei jenen wichtigen Grundsatz der Natur in Anwendung, durch welchen sie uns einschärft, die Kindlein handeln, sich in Freiheit entwickeln zu lassen, und zu erlauben, daß sie sich frühzeitig an Alles gewöhnen, was sie stärken und gesund machen kann. Daher verbannte Barbara jene Wickelbänder, jene beengenden Windeln, jene Schnürleiber, alle diese Schmerz verursachenden Bekleidungen, die unter dem eiteln Vorwande, den Wuchs zu bilden, dem Kinde das Athemholen erschweren, den Blutlauf hemmen, und das Kind gewissermaßen weit mehr fesseln, als sie es kleiden.

Wie glücklich war nicht die Mutter, wenn sie

in spätern Wochen so manchmal neben dem Bettchen des Knäbleins am Rocken spann oder nähte, und das Kind so hold daliegen sah in süßem erquikkendem Schlummer! Sie schaute mit Entzücken in das unschuldige Gesicht des Kleinen, wie in einen verjüngenden, verklärenden, versöhnenden Spiegel. Sie war aufmerksam auf jede leise Bewegung des Säuglings; und deutete sie mit frommen Sinn. Und wenn das Knäblein so sanft lächelte mit geschlossenen Augen, ehe es wachend das erste Mal die zärtliche Mutter mit einem dankenden Lächeln begrüßte, ehe es noch die freundliche Sprache und die segnenden Blicke der Mutter verstand, so sagte die Mutter immer: „Das Kind sieht die Engel!« Denn sie glaubte, daß der schlummernde Säugling lächele in den Armen Dessen, der der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt. „Es träumet ihm, dem guten Kinde," wiederholte sie dann, — »schöne Gestalten gehen an ihm vorüber; es müssen Bilder aus einer andern, bessern Welt sein; denn diese Welt kennt ja der Kleine nicht. Hat nicht der liebe Heiland, dieser huldreichste Kinderfreund, selbst gesagt: „Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht des himmlischen Vaters"; und der Wiederschein ihrer verklärten Augen ergießt sich auf das Antlitz ihrer Schützlinge. Lächle nur, lächle nur, du kleines, zartes Geschöpf; ein solches Lächeln ist ein Engelsehen, und mir ist so wohl in deiner Nähe. Ich singe dir Wiegenlieder, daß du einschlummerst; und du lächelst mir hohe Weissagungen zu, damit ich aufwache und lebe.«

Welche herzliche Freude aber überlief das Angesicht des fleißigen Vaters, als er eines Tages in dem kleinen Garten neben dem Hause saß, und dann aufstand, und drei Schritte vor dem Kinde wieder niederknieete, und ihm die Hände entgegenstreckte. Denn siehe; auf einmal machte sich der Kleine, der noch kein volles Jahr erreicht hatte, aus den Armen der Mutter los, und lief mit wankendem, aber herzhaftem Fuße, dem Vater in die Arme.

Bei dieser Schilderung der Mutterliebe und Vaterliebe konnte ich nicht umhin, dem freundlichen Erzähler und den aufmerksamen Zuhörern über diesen Gegenstand folgende Bemerkung machen, die mir auch der gütige Leser oder die fühlende Leserin nicht verargen wird, eine Bemerkung die der gelehrte Abbé Carron in seinem Werke von der Erziehung aufstellt, indem er sagt: „Es gibt kein reineres, und in seinen unschuldigen Genüssen ungestörteres Gefühl auf Erden, als dasjenige, wovon uns die Urheber unsers Lebens unaufhörlich die auffallendsten Beweise vor Augen legen. — Gefühlvolle Mütter! Wie mächtig und stark, aber auch wie süß und beseligend ist dieser in die geheimsten Tiefen eurer Herzen von der ewigen Liebe gesenkte Trieb, der euch mit heiligen Banden unauflöslich an jene zarten Geschöpfe bindet, die Gott in eurem Schooße bildete, und denen er durch eure rastlosen Anstrengungen, durch eure sorgsam pflegenden Hände die Gaben seiner wundervollen Vorsehung zu spenden geruhet. — Wie liebenswürdig ist doch diese Liebe, durch welche die Reihe der nach dem Ebenbilde des Ewigen geschaf-

fenen Wesen in steter Aufeinanderfolge erhalten wird! — Vater der Menschen! wie rührend ist das Sinnbild, unter welchem deine unerschöpfliche Liebe den Sterblichen sich offenbaret, wenn du dich herablässest, vertraulich von deiner Zärtlichkeit mit ihnen zu sprechen. — Mich dünkt, ich höre sie, jene göttlichen Worte voll Huld und Gnade: „Meine Vielgeliebten! wie eine Mutter ihren einzigen Sohn liebt, so liebe ich euch; — oder vielmehr, diese Liebe ist nur das unvollkommene Bild derjenigen, die ich gegen euch hege. Kann auch eine Mutter ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? — Nein, gewiß nicht, und ob sie desselben vergässe, so will ich doch dein nicht vergessen.“ (Isaias 49, 15.)

„Wie schön und wie troſtreich, o ihr zärtlichen Mütter! ist diese heilige Religion, die unaufhörlich die süssesten Regungen unserer Herzen an die Idee eines höchsten Wesen knüpfet. Dieser für uns Alle so majestätische, dieser erhaltende und schützende Gedanke, wie beseligend ist er nicht für die Gattin, aber noch weit beseligender ist er für euch, die ihr ein dringendes Bedürfniß fühlet, an einen himmlischen Schutz zu glauben, einen göttlichen Hüter zu suchen, wenn der Augenblick herangekommen, wo ihr für die Glückseligkeit, d. h. für die Tugend, ohne welche Alles nur Irrthum und Wahn ist, Kinder erziehen sollt, die euer Andenken auf Erden zu verewigen, die schöne Bestimmung haben.“ —

„Wenn ihr diese unschuldigen Geschöpfe mit so

viel Standhaftigkeit in euren Armen wieget, verstehen sie euch noch nicht, und schon rufet ihr mit Dankbarkeit und Entzücken aus: „Sehet da meinen Sohn, sehet da meine Tochter, beide das Erbe des Ewigen!« Was wollen aber diese ersten Blicke dieser holden Kleinen, ihre ersten Liebkosungen sagen, wenn sie ihre kleinen Arme um euren Nacken schlingen, oder eure Wangen mit ihren Thränen netzen; sind sie nicht die beredsamsten Geständnisse, daß ihr ihnen Alles seid?“

Ja, Alles sind wir unsern Kindern, rief Maria, und eine Thräne perlte über ihr holdes Antlitz. — Wenn sie uns diese Sorgfalt und Liebe nur durch Gehorsam und Gegenliebe vergelten, so bringen wir alle Opfer mit Freuden“, fuhr Ulrich fort; „aber leider entsprechen die Früchte nicht überall der Aussaat und der Pflege: Ungeziefer, Unkraut und Ungewitter zerstören manchmal die gehoffte Ernte.“ — „Aber ich folge doch?« — schluchzte der Knabe, der gutherzige Sohn des Meisters Ulrich; und Freude röthete seine Wangen, als Vater und Mutter ihn umarmten. So verstrich eine Weile. Wir schienen gleichsam auszuruhen, um zur Anhörung von traurigen Ereignissen, die in der Erzählung jetzt einen trüben Abschnitt bilden, uns vorzubereiten und gefaßt zu machen, ohne zu wissen, was da kommen werde. Meister Ulrich fuhr in ernstem Tone fort.

Siebentes Kapitel.

Pest und Hungersnoth.

Indeß war Ludwig der Bayer gestorben, der unser liebes Augsburg so väterlich behandelt hatte. Der Tod ereilte ihn mitten in seinen Entwürfen auf Italien. Er endete sein thatenreiches Leben am 11. Oktober 1347 auf einer Bärenjagd, die ihn so oft ergötzte, in der Nähe von Puech bei Bruck (Prugg), beim Kloster Fürstenfeld, welches sein Vater, Ludwig der Stenge, im Jahre 1258 gestiftet, und Ludwig der Bayer reichlich dotirt hatte. Er hatte sich dahin zu einem Mahle begeben, bei welchem er plötzlich heftige Schmerzen in den Eingeweiden empfand. Auf die Jagd ziehend, sah man den Greis auf seinem Pferde schwanken, und von demselben niedersinken. Das Gefolge und Landleute eilten herbei, ihm beizustehen; aber das brechende Auge des sterbenden Kaisers hob sich gen Himmel. Seine letzten Worte waren: „Allmächtiger Gott, verzeih mir armen Sünder; oft habe ich gefehlt, nie aber, Du weißt es, Dich im Herzen und Glauben geläugnet“; sein edler Geist schied aus seiner Hülle. Jene Wiese trägt von da noch heute den Namen „der Kaiseranger.“ In der Nähe errichtete König Max dem sieggekrönten Anherrn ein würdiges Monument, eine hohe Spitzdenksäule von Ettaler-Marmor.

Ludwig's Tode folgten große Irrungen in der Natur. Der Finger des Herrn ging furchtbar auf über die Erde. Nicht genug, daß Unruhen und Zerrüttungen allenthalben im deutschen Reiche herrschten, und dasselbe unheimlich und beängstigend machten, es verbanden sich damit schnell aufeinander die schauderhaftesten Begebenheiten. Eine große Sonnenfinsterniß erfüllte im Jahre 1348 die Menschen mit Schrecken. An dem Feste Pauli Bekehrung desselben Jahres begann ein Erdbeben, dergleichen seit Jahrhunderten nicht gewesen. Oberitalien, Ungarn und ganz Süddeutschland wurden gewaltig erschüttert. Die Mauern von zwanzig oberbayerischen Städten und Burgen brachen; Berge rollten in die Thäler und füllten sie aus. Acht bis vierzehn Tage dauerte es in Zwischenräumen. Mancher Mensch wurde unter den Trümmern begraben; Viele, die sich in die Kirche flüchteten, fanden auch da ihren Tod.

Dieser furchtbaren Verheerung folgte eine zweite Geißel der Strafe. Dicke Wolken, entsetzlichen verpestenden Gestankes, vielleicht Ausdünstungen verwesender Heuschrecken-Heere, zogen über das Land. Denn schon um's Jahr 1342 wurden Deutschland, Ungarn und Polen von Heuschrecken heimgesucht, welche acht Jahre lang meilenweit Alles abfrassen, was da grünte, so daß es mitten im Sommer draußen aussah, als wäre es Mitte Winters. Alles war entblättert. Dazu regnete es unaufhörlich, und weder Korn noch Gemüse konnten gedeihen. Viele Menschen starben vor Hunger; und es dauerte gegen zwanzig Jahre, bis die Preise der Lebensmittel — freilich nicht durch

Spekulation und auf Kosten des Mittelstandes und der Armen gesteigert — wieder eine Niedrigkeit erreichten, wie sie nie wieder gekommen.*)

Dann kam jene schreckliche Pest, der schwarze Tod genannt, die auf genuesischen Schiffen aus der Levante nach Italien gebracht worden, und 1348 auch über die Alpen ihre verzehrenden Arme streckte. Schwarze Brandblattern, Eiterbeulen von der Größe eines Hühnereies, Bluthusten, Zunge und Schlund geschwärzt, waren ihre Symtome, Verkünder des Daseins dieser Plage. Längstens in drei Tagen starb der Mensch. Die Ansteckung war gräßlich. Eltern verließen ihre Kinder — Kinder ihre Eltern. Der Odem der Kranken war verpestend; auch die nicht Angesteckten bekamen eine widrige Todtenfarbe. Große Städte wurden entvölkert. Vier Jahre lang wüthete der schwarze Tod. In manchem Dorfe Bayerns starben die Menschen bis auf Einen aus. Die Pest durchzog Europa, und kostete dem Erdtheil nach mäßigem Anschlage fünfundzwanzig Millionen Menschen. In Wien sollen in sechs große Gruben, in jede 40,000 Menschen — geworfen worden sein. Augsburg verlor mehr denn 30,000 seiner Bewohner. Kinderlose Eltern, verwaiste Säuglinge, einsame Gatten, ver-

*) Nach den vorhandenen Zeitbüchern bestanden damals für die nöthigen Lebensmittel feste Taxen. So kostete 1 Pfund Ochsenfleisch 1 Pfen., 1 Maaß Nekarwein 2 Pfen., 1 Pfd. Schmalz 4 Pfen., 1 Metzen Erbsen 50 Pfen., 1 Schaf Roggen 2½ Pfd. Pfen., 1 Schaf Kern 3 Pfd. Pfen., 1 Schaf Hafer 1½ Pfd. Pfen., 1 Schaf Gerste 2 Pfd. Pfen.

lassene Bräute, getrennte Geschwister, irrten gespensterartig, mit hohlem Auge, wundgerungenen Händen und mattgerufener Brust umher, in Himmeldurchdringenden Jammertönen ihre Lieben, die das Grab verschlungen, zurückfordernd. Immer warten sie auf Antwort, immer horchen sie dem geringsten Laut, doch vergebens. Nie leuchtet mehr die Fackel, die einmal der Engel gesenkt; denn der göttliche Odem, der die Flamme genährt, entreißt sich nicht zum zweiten Male seiner Heimat.

Und doch war die Pest in Deutschland noch milder, als in Frankreich. Uebrigens wurde diese Seuche theils einer großen Conjunktion von drei Planeten im Zeichen des Wassermannes, theils aber den Juden Schuld gegeben, welche die Luft verpestet und die Brunnen vergiftet hätten. In Folge dieser Beschuldigungen, wozu freilich noch andere kamen, fiel das Volk in frommer Raserei aller Orten über die Juden her, und ermordete sie mit ausgesuchter Grausamkeit. Es ist entsetzlich zu lesen, was die gleichzeitigen Berichte davon sagen. Selbst unsere Augsburger verläugneten ihre sonst so menschenfreundliche schöne Denkungsart, und überließen sich jener gräßlichen Mordwuth. Am St. Katharinen-Abend, oder nach Andern am Cäcilientage 1348 wurden alle in der Stadt wohnenden Juden — Greise, Jünglinge, Kinder, Frauen und Jungfrauen — theils verbrannt, theils martervoll erschlagen. Umsonst sprachen Papst, Kaiser und andere Fürsten für die armen Opfer.

Diese schreckliche Periode in Augsburgs Geschichte,

stammelte Meister Veit mit weinenden Augen, ruft mir in meinem Gedächtnisse eine Erzählung zurück, die ich vor mehreren Jahren zu Jyterbog von einem braven Manne gehört habe. Die ganze Sache scheint, und ist freilich nur Mährchen, beweiset aber, wie die Welt selbst die schrecklichsten Ereignisse zu färben und dem Andenken zu erhalten weiß.

„Laßt einmal hören“, redete Maria; „und sei es auch nur, um uns ein wenig von der bittern Erinnerung zu erholen.“ — „Mit Freuden“, versetzte Meister Veit, und begann also: „Es war am Tage nach der Schlacht bei Dennewitz, in welcher am 6. September 1813 der französische Marschall Ney (Fürst von der Moskwa) von den Preußen unter Bülow und Tauenzien geschlagen wurde. Ich war unter den Gefangenen. Leicht verwundet wurde ich in das Haus eines Schmiedes von Jyterbog gebracht. Da erzählte mir der Hausbesitzer, ein freundlicher, und auch gegen die gefangenen Feinde mitleidig fühlender Mann, folgendes Mährchen, welches er für baare Münze ausbot. Und ich wollte es Keinem gerathen haben, der die Sage widersprochen oder geläugnet hätte. «Freund, Deutscher“, begann er: „höre einmal; damit du erzählen kannst, wenn du in deine Heimat wiederkehrst: und zwar erzählen vom Schmied von Jyterbog. Betrachte und merke meinen Namen und mein Haus. Wohl gemerkt! — Hier lebte vor mehr dem fünfhundert Jahren ein ehrlicher Mann. Sein Name war Peter Poltermann. Seines Handwerks war er ein Waffenschmied, dessen Waffen, Panzer und Helme

als unverwüstlich galten. Er selbst war ein tapferer Soldat und begleitete den Kaiser Friedrich im Jahr 1247 bei Belagerung von Parma. Nach seiner Rückkehr war er reich und wohlhabend. Seine Eltern, Gattinen und Kinder hatte er schon lange begraben. Er war schon hundertfünfzig Jahre alt. Da nahm er den Sohn von seinem Urenkel zu sich, und dieser kleine Weißkopf von acht Jahren war seine einzige Freude. Denn Peter kannte die Welt, war ihrer überdrüssig, und die Erfahrung hatte ihn überzeugt, daß Alles eitel und nichtig auf diesem Erdenrunde sei. Er fand an Nichts mehr Gefallen; nur die Natur erfreute ihn bisweilen, und der kleine Weißkopf fesselte ihn mit Banden der Liebe noch an diese Welt.«

»Eines Tages im Spätherbst hatte sich Peter in schwermüthiger Stimmung und von Unmuth, daß ihm Diebe seine Birnen von dem einzigen Baume, der in seinem Garten stand, gestohlen, auf einer Bank hinter der Wällerwand des Gartens niedergesetzt, und überdachte seinen Lebenslauf. Traurig sah er der untergehenden Sonne nach, und wünschte sehnlich, auch wie sie hinabzusinken zu können, und seufzte einige Male tief auf: »Wie schön und reizend geht sie unter! Alles veraltet; nur sie bleibt ewig jung und schön, und mit jedem jungen Morgen kommt sie mit aller Pracht, noch eben so reizend, wie vor sechstausend Jahren, wieder! Nur hier unten altert's! Ein hundert und fünfzig Mal habe ich sie nun sterben, aber auch wieder erwachen sehen, die schöne Natur, und auch ich werde einst wieder er-

wachen, und verjüngt und erneuert für eine bessere Welt, nach dem letzten Winterschlafe, auferstehen!“— Sein Blick war noch in die weite Ferne gerichtet, wo die Sonne immer größer und schöner nach dem blauen Gebirge sich neigte, und endlich verschwand.«

„Der kleine Weißkopf saß neben ihm auf dem platten Rasen, und spielte mit dem Spitze, dem treuen Haushunde. „Groß-Täte!“ rief jetzt der Kleine, „dort kommt ein feuriger Mann auf einem Esel.“— Der alte Peter schaute auf, und das Männchen mit dem blauen Röckchen, das dem Peter, wenn er in Noth und Gefahr war, schon oft als Talismann erschienen war, ritt auf seinem Esel der Schmiede zu. Peter erwartete es, und das Männchen kam an und bat ihn, seinen Esel zu beschlagen, und ihm selbst eine Nachtherberge zu geben. — »Herzlich gern,“ sprach Peter; führte das Männchen in die Stube, den Esel in den Stall; trug dem Männchen Speise und Trank auf, und fütterte den Esel. Das Männchen aß; legte sich dann nieder und schlief flugs ein.“

„Mit dem angehenden Morgen erwachte das Männchen; Peter hatte den Esel schon gefüttert, und trug nun gekochte Milch und frische Semmel auf, setzte Brod, Butter und Wurst auf den Tisch, und sagte: „Esset, lieber Freund, ich will nun den Esel beschlagen.« — „Thut das“, erwiederte das Männchen, „denn ich muß nun fort!“ Und der Esel wurde beschlagen, und zwar in dieser meiner Schmiede. Als das geschehen war, packte das Männchen sein Felleisen auf den Hochgeöhrten, und sprach: „Was

bin ich schuldig?« — »Nichts«, erwiederte Peter; »ich treibe keine Wirthschaft mehr.«

Das Männchen nahm hierauf einige Stangen Eisen in die Hand, überstrich sie mit der andern Hand, legte sie dann in einen Winkel nieder und sprach: »Bitte Dreierlei von mir; was du wünscht, soll dir gewährt sein! Vergiß aber das Beßte nicht, merke wohl: vergiß das Beßte nicht!«

»Soll ich wünschen, was ich will?« sprach Peter. »Was du willst!« erwiederte das Blauröckchen; »jedoch, ich sag' es noch ein Mal: vergiß das Beßte nicht!«

Petern grollte der Birndiebstahl noch in seinem Herzen; und nach einigem Besinnen sagte er: »Nun, so wünsche ich, daß, wer auf meinen Birnbaum steigt, ohne meine Erlaubniß nicht wieder herunter kann.« — »Es sei!« sprach das Männchen; »nun wünsche noch zweimal, vergiß jedoch das Beßte nicht!«

Peter war verschiedene Mal in seiner Stube bestohlen worden; das fiel ihm bei, und hastig rief er: »Ich wünsche, daß Jeder, der ohne Erlaubniß in meine Stube will, nicht anders, als durch das Schlüsselloch hinein kommen kann.« —

»Du bist ein Narr«, sagte der Blaurock; »doch es sei! Wünsche noch ein Mal, ich sage dir aber, vergiß das Beßte nicht!« — »Nun«, versetzte Peter, »das Beßte ist ein guter Schnaps; ich bin alt, brauche ihn zur Stärkung, und kann nur wenig verdienen und so wünsche ich denn, daß der Schnaps in meinem Fläschchen nie versiegen möge.«

»Du bist ein Thor! Doch es sei!« versetzte das

Männchen, und mit diesen Worten setzte er sich auf seinen Esel, drückte Petern die Hand, und ritt davon. Peter begleitete das Blauröckchen, verfolgte es dann mit seinen Blicken, so weit er es nur immer erschauen konnte, und sah es endlich, wie ein purpurrothes Flämmchen, in der Luft verschwinden.«

»Vater«, sprach hastig Ulrichs Sohn, der aufmerksam diesem Mährchen zugehört hatte, „diese Erzählung gleicht derjenigen, die ihr mir unter andern vom Schmied von Klemme erzählt habt; nicht wahr; erzählt sie nur!«

„Schweige«, gebot ernst Meister Ulrich, „wenn Aeltere reden, müssen die Jüngern schweigen; und du willst doch nicht ungezogen erscheinen, oder gar entfernt werden?« — Schamröthe umfloß des Kleinen Angesicht; er zitterte, und schlang seine bebende Hand um die seiner Mutter. Diese warf dem geliebten Manne einen zärtlichen Blick zu. Der Vater verstand sie, und sprach in sanftern Tone: »Johann, es sei dir eine Warnung; dein Vater meint es nur gut! — Doch wo bleibt die Geschichte, Meister Veit, die, wie Ihr sagtet, mit der Pest im Zusammenhange steht. Ich glaube, Ihr holet weit aus.«

»Ich muß«, merkte der Erzähler, »um die Mähre ganz zu bringen. Doch hört weiter. Der Schmied von Jyterbog fuhr also fort:

„Als Peter wieder zurück in seine Stube trat, blühten und prangten die kaum noch entblättert gewesenen Rosenstöcke in den Töpfen mit den frischesten Rosen. Die Levkoie blühte, und der abgestorbene Lack glühete ihm wie eine glühende Kohle ent-

gegen. Ein Rosenduft war durch das ganze Haus verbreitet, und Petern lachte das Herz wieder in seinem Leibe. Mißtrauisch nahm er das Schnapsfläschchen, und setzte es an um sich zu stärken. Neue Lebenskraft fuhr durch alle seine Glieder; er trank noch ein Mal von diesem Göttertranke, und noch ein Mal — und das Fläschchen blieb gefüllt, und er spürte keinen Abgang. Gestärkt ging er nach der Schmiede, um seinen Gesellen zu helfen. „Meister!" riefen diese; — „was ist das? Euer Eisen hat sich in Silber verwandelt!" — Alles, was das Blauröckchen berührt hatte, war jetzt gediegenes Silber. Peter war nun überreich, so, daß er seines Reichthums kein Ende wußte, lobte Gott, und that den Armen und den Klöstern, diesen Pflanzschulen der Religion und Bildung, Gutes."

„So lebte nun Peter noch Jahre fort, und freute sich seines Lebens. Er war hundert sechzig Jahre alt. Da starb ihm der kleine Weißkopf, sein Liebling. Darüber verfiel Peter in eine tiefe Traurigkeit, und wünschte sich nur auch hinüber, wo sein edles Weib und sein kleiner Liebling waren, und bat, daß der Tod kommen, und ihn erlösen möchte von allem Wechsel dieses Lebens."

Es kam hierauf der Tod, des Schlafes Bruder, damals noch ein schöner, lieblicher Jüngling *),

*) Die Alten stellten sich den Tod theils als einen Mann mit umgestürzter Fackel vor, theils als Knaben oder Jüngling, schlafend. Seine Attribute sind eben die umgekehrte, die verlöschte Fackel, welche häufig auf Antiken, auf Grabmälern, oder Gemmen auf die Brust

mit Rosenwangen und der Fackel in der Hand; er kam und sprach zu Petern: „Du hast mich verlangt; ich komme, Dich hinüberzuführen in's bessere Land, wo alle Leiden auf immer schweigen."

„Der Tod ist zu Zeiten und in gewisser Entfernung nicht so schrecklich, als wenn er anzieht und in der Nähe ist. So ging's auch Petern. Er hatte sich eine Reihe von Jahren hindurch an so Vieles gewöhnt; so Vieles war ihm theuer, so manche Kleinigkeit unentbehrlich geworden, so daß er jetzt erst gewahr wurde, wie schwer es sei, sich von Din-

---

eines Leichnams gestützt ist; ferner der Schmetterling mit aufrecht stehenden Flügeln (geöffnete Flügel deuten Flatterhaftigkeit an; geschlossen sind sie das Sinnbild der Ewigkeit, weil der Schmetterling sich in ewigem Kreislauf verwandelt), dann Mohnköpfe, auch die Sense und das Stundenglas. Schlaf und Tod wandeln ruhelos auf der Erde, Beide um die Menschen zur Ruhe zu bringen. — Der Eine für kurze, der Andere für ewige Zeit. Das häßliche Bild des grausenvollen Gerippes kannte die alte Welt nicht. — Ueberhaupt hat der Tod und sein Bild in unserm Gehirne nur wenig Aehnliches mit einander. Unser Geist, — ein Künstler im Erschaffen eigener Unruhen, und reich an Mitteln, sich selbst zu ängstigen, malt ihn schrecklich. Aber welcher Maler kann denn die echten Züge des Todes fassen? Er hat ja Niemand gesessen. — Unser Abriß von ihm besteht aus flüchtigen Strichen, die sich bloß auf Muthmassung gründen. Die Furcht erschüttert unsern Pinsel; die Einbildungskraft liebt Ausschweifungen, die dunkle Unwissenheit verschwendet ihre Schatten, so entsteht das fürchterliche Gemälde des Todes. —

gen zu trennen, die man seit einer langen Reihe von Jahren genutzt, gebraucht, und sich an sie gewöhnt hat, und die endlich gleichsam zu uns zu gehören scheinen. Peter besann sich also bald eines Andern, und suchte den Tod zu überlisten. „Sei mir erwünscht, geliebter Tod“ sprach er; „gern geh' ich mit Dir, Du Friedensengel! Ich will mich gleich zum Sterben zubereiten; aber zuvor möchte ich mich noch gerne laben, zum letzten Male erquicken, und dann auf immer scheiden von dieser argen Welt! — Siehe dort in meinem Garten den Birnbaum, der trägt dir recht saftige, herrliche Birnen; vorzüglich im Wipfel sind sie so gelb und roth, daß einem der Mund darnach wässert. Hole mir noch ein paar Birnen von oben herab; denn du hast Kraft und Stärke, und ich bin alt und stumpf, und kann den Baum nicht ersteigen, — und dann wollen wir zusammen gehen.“ —

„Herzlich gern,“ entgegnete der Tod, legte seine Fackel unter den Birnbaum nieder, und bestieg denselben, um Petern die gewünschten Birnen zu holen. Peter aber ging mit den Worten: „Bleib oben!“ nach seiner Schmiede zurück, und bekümmerte sich weiter nicht um seinen Gast.

Der Tod wollte nun von dem Baume herabsteigen; aber das war ihm nicht möglich; er war wie mit Ketten an denselben geschlossen; tausend Versuche wurden gemacht, herunter zukommen, doch keiner gelang. Er mußte sich also in sein Schicksal ergeben, und auf dem Birnbaume aushalten. Hunger und Durst peinigten ihn; denn die Birnen waren bald auf-

gezehrt. Endlich, nachdem er vier Wochen gefastet, nagte er sich selbst das Fleisch und die Sehnen von den Beinen und Armen ab, zehrte seine eigenen Eingeweide auf, und wollte nun auch bei seinem eigenen Magen anfangen. Da bat er, von Angst und Schmerz gefoltert, den Schmied um Barmherzigkeit. Peter aber lachte, und sagte höhnend: »Barmherzigkeit Dir, der Du nie Barmherzigkeit gezeigt hast? Der das saugende Kind und die blühende Jungfrau so wenig verschont, wie das gebeugte Alter? Dir Barmherzigkeit? Der Du mir meine Maria und mein Weißköpfchen geholt hast? — Bleib da sitzen auf dem Baum bis an den jüngsten Tag! Klag' dich satt, und iß Dich selbst auf! mir gleich viel!«

»Von dieser Zeit an wurde der Tod von denen, die ihn sahen, als ein Knochengerippe geschildert und gemalt, da er vorher als ein schöner, lockiger Jüngern geblühet hatte.«

»Viele freueten sich anfangs mit Petern, daß der Tod nun gebannt auf dem Birnbaume saß, und nicht herab konnte. Allein es entstand dadurch ein Unglück in der Welt, das gräßlicher war, als der Tod selbst. Niemand starb. Die Menschen vermehrten sich ungeheuer; Länder, Städte und Dörfer wurden übervölkert, und dabei keine Nahrung für die Menschen und für das Vieh? Denn der Fleischer konnte das Lamm und den Ochsen nicht tödten, da der Tod fehlte, und kein Geschöpf sterben konnte. Das Pflanzenreich war mit Myriaden Insekten und Unrath überzogen, und die Pflanzen und Früchte waren daher nicht genießbar. Es gab Unruh, Krieg

Metzelei, und der Geschöpfe waren deßhalb nicht weniger; ja sie vermehrten sich mit jedem Augenblicke. Mäuse, Ratten, Schlangen, Käfer, Kröten, Raben, Igel u. s. w. erschienen auf einmal in solcher Menge, daß damit alle Felder, Wiesen und Berge bedeckt waren. Die fleischfressenden Thiere brüllten vor Hunger, und standen unter den Heerden der Rinder, Lämmer, Schafe und Ziegen, und konnten doch nicht würgen, da kein Geschöpf sterben konnte. Die Luft verfinsterte sich von Myriaden Insekten, die kein Vogel verschlucken konnte, weil sie nicht sterben konnten. Die Menschen litten Mangel an Allem, da das Ungeziefer Früchte, Blätter, Gras und Blumen verunreinigte und abfraß, so daß die Erde ein Stein- und Sandhügel wurde, auf dem sich Maulwürfe und Regenwürmer, Molche, Unken, Eidechsen, Raben, Schnacken, Skorpione, Schlangen, Kröten, Ottern und schreckliche, ungestaltete Gewürmer krümmten und wälzten, welche die ganze Oberfläche mit Unflath bedeckten und überzogen. Mit jeder Minute wurde es trauriger und schrecklicher auf der Erde; denn der Tod war für die Welt — todt!«

»Der Magistrat zu Jyterbog, dem endlich dieses Elend zu Herzen ging, und der mit der ganzen Welt nun einsah, daß auf dieser Erde, die der Herr nach dem Sündenfall der ersten Menschen verflucht hatte, der Tod unvermeidlich nothwendig sei, wenn die Geschöpfe unter einander fortbestehen sollen, begab, sich nun zu Petern, und bat ihn fußfällig, den Tod loszulassen. Peter hatte Erbarmen, verfügte sich zum Birnbaume, machte dem Tode meh-

rere Bedingungen, darunter auch, daß er ihn verschone, und da dieser sie alle einging, erhielt er seine Freiheit wieder.«

»Aber nun erhob sich ein neues Unglück für die schon so lange geängstigte Welt. Der Tod wüthete heißhungrig umher, und rasete unter den Geschöpfen, und Leichen häuften sich auf Leichen. Erdbeben vernichteten ganze Gegenden; Menschen und Vieh wurden unter Trümmern begraben, und Ueberschwemmungen verheerten Dörfer und Städte mit ihren Bewohnern. Hier füllten Wasserfluthen ganze Thäler aus, dort war schrecklicher Wassermangel; hier wütheten furchtbare Krankheiten, dort Hungersnoth und das fürchterlichste Elend. Aber Noth und Jammer sollte noch größer werden; denn eine wüthende Pest fiel über das menschliche Geschlecht her. Zu tausenden wurden stündlich die Menschen hinweggerafft, und Millionen verschlang das Grab. Ueber drei Jahre dauerte ihre Wuth, und endlich bot Gott Frieden, und die entvölkerte Welt genoß wieder Ruhe, und erholte sich von ihrem Schrecken.« — »Dieses«, schloß Meister Veit, »ist die Erzählung vom Schmied von Jyterbog:« und Meister Ulrich nahm wieder das Wort, obschon Mutter und Söhnlein gerne noch eine Frage gestellt hätten, wie aus ihren Mienen zu schliessen war. Der Vater aber redete:

»Ja, die Welt weiß das Angenehme und Schreckliche in allen möglichen Farben zu erhalten und wieder zugeben. So liegt fast jeder deutschen Volkssage eine Wahrheit zu Grunde, die nur im Munde des Volkes im Verlaufe der Zeit allerlei Gestalten angenom-

men hat, so daß man den Urstoff von dem Zuwachs kaum mehr unterscheiden kann. Selbst diese verheerende Pest wußte das Volk im lieblichen Gewande der Sage und Fabel darzustellen, und die Nothwendigkeit des Todes auf dieser Erde, wie sie nach dem Sündenfalle geworden, zu rechtfertigen. Doch zur Sache. Ich will meine Erzählung, aber nicht im Kleide der Mythe, vollenden. —

Solche Schrecknisse brachten natürlich eine ungewöhnliche Aufregung der Menschheit in Europa hervor. Jeder sah seinen Tod vor Augen. Der Gedanke, durch Selbstreinigung den Zorn des Himmels zu söhnen, erwachte wieder. Flagellanten oder Geißlerhaufen thaten sich zusammen, um dbrch harte Kreuzigungen die Gnaden des Himmels zu erflehen. Wer in die Bruderschaft trat, verpflichtete sich auf so viel Tage, als er Jahre zählte, oder auf 33 oder 34 Tage. Zweimal täglich hielten sie unter ihrem Meister Bußübungen. Dabei zogen sie von Stadt zu Stadt, zeigten sich auf öffentlichen Märkten und entblößten sich daselbst. Da zerfleischten sie Brust und Rücken mit eisernen Werkzeugen; oder ließen sich vom Meister blutig geißeln. Der Ehebrecher lag mit dem Gesichte auf dem Boden, der Meineidige mit drei emporgehobenen Fingern. Endlich verbot Papst Clemens VI. diesen Unfug durch eine Bulle.«

„Wie glücklich sind wir«, sprach Meister Veit, »daß wir in aufgeklärtern Zeiten leben, und in jeder Beziehung für uns besser gesorgt ist. Denn es ist gewiß, daß die Völlerei, die ungesunden Getränke,

die schweren Speisen jener Zeit, die oft eintretende Hungersnoth, welche die Armen zwang, zu den unnatürlichsten Nahrungsmitteln zu greifen, um sich das Leben zu fristen, das Zusammenwohnen in engen, schmutzigen Häusern, und der Mangel an richtigen Kenntnissen von Diätik oder Lebensordnungslehre und Arzneikunde erzeugten nicht minder häufige und gefährliche Krankheiten, als die Laster unserer Tage; und die damals so gemeinen Quacksalbereien verschlimmerten das Uebel nur. Und was das schlimmste war, — die meisten Krankheiten jener Zeiten wurden wegen der schlechten Vorkehrungen sogleich bösartig, und dann meist epidemisch. Denn aus den Geschichtsbüchern jener Zeiten ersieht man, daß vom eilften Jahrhundert bis zum Ende des Mittelalters fast kein Jahrhundert vergangen ist, wo nicht in einem der europäischen Staaten eine Pest oder andere Seuche oder eine Hungersnoth ausgebrochen, an welcher zuweilen der vierte Theil aller Einwohner in mancher Provinz gestorben ist. Die vielen Pest- und Siechenhäuser beweisen, wie schrecklich damals die Seuchen in Europa waren. Gottlob, daß wir vermöge unserer Polizei- und Medizinal-Anstalten und unserer Kultur überhaupt, von solchen Landplagen nichts mehr wissen! Wir verdanken solches einzig der Sorgfalt unserer weisen Regenten und ihrer weisen Rathgeber.« —

»Doch nun für heute genug! Es ist halb zehn Uhr. Die Meinen erwarten mich zu Hause. Ich danke für Eure Güte, lieber Meister Ulrich! und werde, wenn Sie es erlauben, morgen Abends wie-

der eintreffen. Schlafet Alle recht wohl. Gott behüte Euch.“

Nun nahm er noch etwas geweihtes Wasser aus dem zinnernen Beckchen, das neben der Stubenthüre aufgehangen und stets mit Weihwasser gefüllt war, besprengte sein Angesicht, bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und öffnete die Stubenthüre. Da rief Frau Maria noch: „Nun, lieber Meister Veit, wo ist denn der Schmied Peter Poltermann geblieben? Wo lebt er noch, weil der Tod ihn verschont hat?« — „Im Kyffhäuser“, rief er, und verschwand.

„Im Kyffhäuser«, lächelte Maria; nun weiß ich's; aber was und wo der ist?!

„Nur nicht etwa gar böse, liebes Weib“, sagte nun Meister Ulrich, das will ich dir noch erzählen; denn ich sehe, daß du und der Kleine da solche Sagen lieber hören, als manche wahre und ernste Geschichte.

„Dieses nicht, versetzte Maria, „doch zur Abwechslung würzen sie die Unterhaltung. Darum sei so gut, lieber Mann, und erzähle uns heute noch vom Kyffhäuser, wenn es dir nicht zu beschwerlich fällt, oder zu lange dauern würde?“

„Gewiß nicht“; entgegnete der seine Gattin treu liebende Hausvater, der ihr keine gerechte und bescheidene Bitte abschlug; ich thue es gerne, und der junge Mann da zeigt auch wenig Schlaf. Doch, wenn sie etwa nicht schlafen wollen, — wandte er sich an mich — so weiß ich Ihnen für die morgige Fortsetzung der Erzählung auch einen Beitrag. Be-

arbeiten Sie auf die todte Barbara Gräth eine Leichenrede; denn Sie sind Schriftsteller, und diese Arbeit ist Ihnen ein Leichtes. Dazu hört meine Maria — aber auch ich und Meister Veit — Leichenreden ungemein gerne.“

„Mit Freuden“, erwiederte ich, — „die Hand darauf“, sprach Meister Ulrich, und fuhr dann fort: „In Thüringen gibt es ein schönes, weites und langes Thal, das wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens die goldene Aue heißt, und von der Helme und Unstrut durchflossen wird. Bei der Stadt Nordhausen fängt diese Aue an, und zieht sich hinab bis nach Sangerhausen, Artern und Sachsenburg. Mit kleinen Städten und Dörfern reichlich bebaut, mit den üppigsten, unabsehbaren Wiesen geschmückt, ist sie auf der einen Seite von der hohen Bergwand des Harzgebirges gegen die kühlen Nordwinde geschützt, und auf der andern Seite lagern sich minder hohe, mit Wald und Fruchtäckern bedeckte Bergzüge um sie her. Auf einem derselben, an der schönsten Stelle dieses gesegneten Landstriches, welches das Kyffhäuser-Gebirge gewöhnlich genannt wird, erblickt man die Ruinen der Burg Kyffhausen. Oben auf dem höchsten Punkte des Berges steht die Ruine eines viereckigen Thurmes. Man fürchtet sich ihm nahe zu kommen; man meint, er müsse sogleich einstürzen; denn die vier Seitenwände haben sich getrennt, und stehen da, ohne daß man begreift, was sie noch aufrecht erhält. Aber seit hundert Jahren schon sollen sie fallen zu wollen scheinen, und doch nicht fallen. Seine Höhe beträgt unge-

fähr 60 bis 70 Fuß, und unten sind seine Mauern dreizehn Fuß dick. Bei diesem Thurme übersieht man die Menge von Ruinen, die auf dem ganzen Berge umher zerstreut liegen, und welche ein Zeugniß von dem Umfange und der Ausdehnung geben, welche Kyffhausen einst hatte.«

»Die alten deutschen Könige und Kaiser hatten bis in das vierzehnte Jahrhundert keine eigentliche Residenzen. Sie zogen in ihrem ganzen Reiche umher, und wohnten bald hier und bald da, wo es ihnen entweder gefiel, oder wo es ihre Geschäfte erheischten. Ein solcher Ort des Aufenthalts deutscher Kaiser war auch, besonders unter denen aus dem sächsischen Hause, das jetzt unbedeutende Dörfchen Tilleda, am Fuße des Kyfferhäuser-Berges. Hier stand ein kaiserlicher Palast, in welchem Heinrich I. besonders gern Hof hielt. Tilleda war eben so wenig, wie die kaiserliche Wohnung, bevestigt, und somit allen feindlichen Anfällen ausgesetzt und bloß gestellt. Eine veste Burg auf dem Gipfel des gleich darüber hervorragenden hohen Berges schien natürlich das geeignetste Mittel zum Schutze des Palastes zu sein, und so entstand Kyffhausen. Woher es aber diesen Namen erhalten, kann ich nicht angeben; zwar habe ich schon einige Male darüber gefragt, aber bis jetzt noch keinen Bescheid erhalten.«

»Das will ich ihnen gleich erklären«, versetzte ich, »wenn ich dadurch die Erzählnng nicht störe.«

»Thut das«, sprach hastig Meister Ulrich; Ihr erweiset mir dadurch einen großen Gefallen. Maria

und der Junge da warten schon einige Minuten; denn darauf kommt es ihnen nicht mehr an; und zum Schlafen kommen sie heute doch später, als gewöhnlich.“

„Kyffhaus“, begann ich, „stammt vom alten Worte Kyff, d. h. zanken, keifen, erhitzt und überlaut mit geifenden Munde schreien; daher bedeutet Kyffhaus ein Haus oder eine Burg, die zum Vertheidigen, oder zum Streit gegen die Feinde errichtet ist — also Streitburg.“

„Ich danke für die Erklärung; sie gefällt mir und ist wahrscheinlich“, fuhr der Biedermann fort, und erzählte also weiter: „Dieses Kyffhausen nun hatte, während einer Zeit von vierhundert Jahren, verschiedene Veränderungen und Umgestaltungen erlitten. Wie als die Schutzwehr des kaiserlichen Palastes in Tilleda berühmt, so war es als ein furchtbares Raubnest berüchtigt worden. Und im fünfzehnten Jahrhundert endlich ward es zu einem frommen Zwecke verwendet. Heinrich, der dreiundzwanzigste Graf von Schwarzburg und seine Gemahlin Katharina, des Herzogs Friedrich zu Braunschweig Tochter, bauten unterhalb des Schlosses eine Kapelle, die nach dermaliger Weise köstlich ausgeschmückt wurde. In derselben befand sich ein Kreuz, wohin man in der Folge zahlreich wallfahrtete, weil daselbst Gottes Hand viele Wunder bewirkte an denen, die ihre Zuflucht vertrauensvoll und mit kindlich frommem Herzen zu dem Kreuze nahmen.“

„Als die Kapelle im Jahre 1433 vollendet, und

nebst dem dabei befindlichen Friedhofe mit einer Mauer umgeben war, ersuchte der fromme Stifter den Erzbischof von Mainz, den Conrad III., Wildgraf in Dune (Dhaun) und Rheingraf zum Stein, die Kapelle oder vielmehr das Kirchlein einzuweihen. Conrad aber, von einer Unbäßlichkeit hingehalten, die ihn schon im folgenden Jahre am 10. Juni des vielen Verdrußes mit den freiheitsdurstigen Mainzern auf immer enthob, konnte persönlich diese heilige Handlung nicht vornehmen. Er beauftragte daher seinem Vikar, den Bischof Nikolaus (Niklas) von Wiltberg in Erfurt, mit dieser Feier, und erhob den Tag der Einweihung zu einem allgemeinen Festtage für ganz Thüringen.«

„Die Einweihung geschah in Gegenwart einer Menge Volks. Die Kirche erhielt den Namen „zum heiligen Kreuze“; die zwei Altäre darin wurden der allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria und den heiligen Aposteln Peter und Paul gewidmet. Zugleich ertheilte der Erzbischof kraft seines heil. Amtes Allen, welche diese Kirche mit frommer Andacht besuchen, und aus guten, reinen und gottseligen Absichten dahin wallfahrten, einen vierzigtägigen Ablaß. Doch kaum ein Jahrhundert war dieser Tempel der frommen Andacht geöffnet; die Reformation war der Anfang seiner Verödung; und in Ruinen liegt auch die Kapelle auf Kyffhausen, wie die Burg. Still und schauerlich, einsam und bebenerregend ist es nun auf dieser Höhe, wo einst die gewaltigen Oberhäupter unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes in kaiserlicher Pracht wohnten.

Getäuschte und täuschende Schatzgräber durchwühlen beim Scheine der Abenddämmerung, oder wenn der Vollmond die schwarzen, grausenhaften Trümmer beleuchtet, oder der Neumond ihr Handwerk zum Laternenlicht nöthiget, die wüsten Reste der Burg, die zerfallenen Gräber frommer Pilger, und irre Gestalten und Geister aus längst entschwundenen Jahrhunderten wanken und wirken hier spuckend in der Einbildung der Bewohner der umliegenden Dörfer, besonders in Sittendorf, Kelbra, Tilleda und Reblingen.“

„Nicht leicht könnte man wohl in Deutschland eine zweite zerstörte Burg aufweisen, welche mit so vielen und mancherlei Fabeln belegt wird, als gerade Kyffhausen. Tief im Hintergrunde der Vorzeit liegt die Entstehung dieser Sagen; aber fortgepflanzt haben sie sich bis auf unsere Zeit. Mit heimlichem Grauen und mit Ernste erzählt noch jetzt diese Sagen das alte Mütterchen dem aufmerksam lauschenden Kinde, und behauptet mit Gewißheit, die der Fabelglaube ihr bezeugt, daß auf dem Kyffhäuser zahllose Schätze vergraben und verborgen liegen; daß verzauberte Kaiser und Prinzessinnen ihr Unwesen hier treiben, daß sie jeden, der sich ihnen freundlich und vertrauensvoll nahet, reichlich beschenken, den aber, der ihrer höhnend spottet, derb züchtigen.“

Die Hauptrollen bei diesen Zauberspielen hat Kaiser Friedrich II. übernehmen müssen. Die Ursache, das Warum? weiß Niemand. Dieser Kaiser starb am 13. Dezember d. J. 1250 in Apulien. An-

dere aber versetzen Friedrich I. (Barbarossa oder Rothbart) gestorben im Jahre 1190, in die Tiefen des Kyffhäusers. Diesem und Jenem also; wie es der Sage gerade genehm — hat man die Residenz im Innern des Berges angewiesen. Dahin ist er verbannt mit seiner Prinzessin Tochter und seinem ganzen verwünschten Hofstaat. Da sitzt er noch heut zu Tage auf einer Bank an einem steinernen Tische, umgeben von unsäglichen Schätzen. Der Bart ist ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen. Den Kopf, mit einer goldenen Krone bedeckt, in der Hand haltend und schlummernd, nickt er zuweilen mit dem Haupte, und blinzelt mit den Augen, wie einer, der eben erwachen will. Vor Ankunft des jüngsten Tages wird er wieder erwachen, erlöset werden und hervorkommen, um sein voriges Kaiserthum wieder einzunehmen. Kommt nun manchmal ein Sterblicher in das Innere des Kyffhäusers, und glückt es ihm, vor dem Kaiser zu erscheinen, so fragt ihn der Kaiser immer mit hohler zitternder Stimme, ob die Raben und Dohlen noch um den Scheitel des Berges flattern. Antwortet dann der Befragte mit Ja, so blickt der Kaiser empor, hebt langsam seine dürren, braunen Hände auf, und spricht mit weinerlicher Stimme: „So muß ich noch hundert Jahre hier nach Erlösung schmachten!“

Der Kaiser Friedrich II. war nämlich in seinem Leben ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber; vorzüglich liebte er die Jagd mit dem Falken. Er war hierin einer der kenntnißreichsten Jäger, unter dem die Falkonier-Wissenschaft zu einem hohen Grade

der Vollkommenheit gebracht wurde. Er schien gleichsam das Gelübde gethan zu haben, „jeden Tag zu baizen.“ Wahrscheinlich hat nun die Wahrnehmung, daß eine ungeheure Menge von Raben und Raubvögeln mit jedem Morgen den Ruinenthurm von Kyffhausen umflattern und umkrächzeu, zu der Sage, die jetzt in der dortigen Gegend unter dem Volke für baare Münze gilt, Veranlassung gegeben, daß Kaiser Friedrich so lange im Innern des Kyffhäuserberges harren und hausen müsse, bis die Raben und Dohlen nicht mehr um den Scheitel desselben flattern. Diese Sage hat sich bis auf unsere Tage erhalten; denn noch jetzt sagen die Landleute in der umliegenden Gegend: „So lange die Raben den Kaiserfriederichsthurm umflattern, so lange ist der Kaiser noch im Innern des Berges, und baizt mit dem Falken; — sobald aber diese Vögel wegbleiben, dann ist er erlöset, und nicht mehr in dem Berge, sondern die Verwünschung hat ihr Ende erreicht, und der Kaiser ist nun im Himmels-Saale.“ Dieses die Sage vom Kyffhäuser. Nun gute Nacht! Morgen auf Wiedersehen, endete Meister Ulrich. Ich und die Hausmutter nebst dem kleinen Sohne dankten recht herzlich für die Erzählung, und wünschten ihm Gesundheit und auch gute Laune, damit er morgen wieder erzähle.

Ich eilte nun mit dem Gedanken beschäftiget, bis morgen Abends die Leichenrede zu vollenden, in meine Wohnung zurück, trank eine Tasse schwarzen Kaffee, wie ich zu thun pflege, wenn ich die Nacht über zu arbeiten gesonnen bin, und setzte mich als-

dann guten Muths an meinen Schreibtisch, die versprochene Arbeit beginnend.

Achtes Kapitel.

Trauer im Hause.

Der Abend des dritten Tages nahete bereits, und die sich röthende Sonnenscheibe im Westen, die freundlich über die Hügel herüber leuchtete, bestätigte die Gewißheit des scheidenden Tages. Die Leichenrede hatte ich schon seit einer Stunde fertig und auch rein geschrieben. Ich steckte sie in meine Rocktasche, nahm meinen Stock in die Hand, und eilte geraden Weges zur Behausung des Meisters Veit, um ihn abzuholen. Dieser beschloß gerade sein Tagewerk, als ich in die Stube trat, und die freundliche Hausfrau, eben mit ihren Kleinen beschäftiget, mir entgegen lächelte mit den Worten: „Er wird gleich hereinkommen; er zieht nur seinen bessern Rock an; laßt Euch die Abende nur angenehm werden: mein Veit ist überhaupt ein Freund von Erzählungen, und weiß er keine zu hören, so sucht er sich Bücher zu verschaffen, und lieset ganze Abende, wenn die Arbeit fertig ist. Und ich sehe es gerne. Er bleibt da bei uns, und wir haben ihn in unserer Mitte; die Kinder umklammern da seine Füße, und er streichelt ihre Wangen. Besucht er aber seine Freunde, so freut auch dieses mich; denn sein Betragen ist von der Art,

daß ich ihm keine der Erholungen versagen oder verbittern könnte.“ Als sie so redete, trat Meister Veit in die Stube, grüßte mich herzlich, nahm von seiner lieben Gattin und den zwei kleinen Kindern Abschied, und wir flogen nach dem Hause des Meisters Ulrich. Dieser hatte uns schon erwartet. Bänke und Stühle waren bereits hergerichtet, und wir setzten uns in derselben Ordnung, wie gestern, auf unsere Plätze. Nachdem dieses geschehen, und wir Alle einander recht deutsch bieder die Hände gedrückt hatten, fing Meister Ulrich an: Ich will sogleich mit der Erzählung von gestern fortfahren; was da kommen wird, wisset Ihr zum Voraus; nur den ganzen Verlauf möget Ihr vernehmen. So höret denn:

Die Pest, welche so schrecklich in allen Ländern Europas wüthete, vom Ural bis zum Tejo, und von Siziliens Südspitze bis zum Nordkap wuchernd ihre Opfer verschlang; welche ohne Ansehung der Person, ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht die Paläste der Fürsten, die Hallen der Reichen und die morsche Strohhütte des Bettlers besuchte, klopfte auch an in der Wohnung des Meisters Gräth. Die zärtliche Gattin erkrankte plötzlich: der liebende Gatte zerfloß in Thränen, und schickte augenblicklich zu dem Arzte, der in der Nähe wohnte, und als ein erfahrener und hingebender Mann bekannt war. Denn er ging in seinen Kuren stets mit größter Besonnenheit zu Werke; war frei von dem so oft zu rügendem Schlendrian, und spielte nicht mit Menschenleben und Familienglück, dabei nur seinen eigenen Ruhm suchend und diesen gesichert haltend hin=

ter der hohen Wehr seines Titels: nein, er erwägte und beherzigte das Ernste seines Berufes, in dem Aufrichtigkeit wie Muth eine heilige und hohe Kunst ist. Der kundige Arzt erkannte sogleich das Gefährliche der Krankheit, und rieth dem bebenden Vater, den Seelenarzt holen zu lassen, indem menschliche Kunst hier wenig fruchten dürfte. Es geschah. Der Priester des Herrn erschien, und nahete, keine Furcht kennend, wo es seinen Beruf galt, und tröstete mit den ewigen Wahrheiten unserer göttlichen Religion, die dem Tode seinen Stachel genommen, die Kranke. Dann hörte er ihre Beichte, und reichte ihr das Brod des ewigen Lebens, diese göttliche Wegzehrung zum ewigen Leben.

Alle Umstehenden brachen in laute Seufzer aus. Thränen des Schmerzes strömten über ihre blasse Wangen. Der fromme Diener Gottes, der ehrwürdige Pater Anselm, saß furchtlos neben dem Krankenbette, und unterhielt sich mit der Sterbenden über die Unsterblichkeit der Seele. Endlich schien der letzte Augenblick, die Auflösung der Seele von den Fesseln des Leibes zu nahen. Da sollte der sterbenden Gerechten ein Sakrament der katholischen Kirche, — wie solches bei Geburt die Pforten der Welt geöffnet, — dieselben verschließen. Die Religion empfing sie beim Eintritt in's Leben; — ihre heiligen Lieder, ihre mütterliche Hand wieget sie in sanften Todesschlummer. Sie bereitet die Taufe für die zweite Geburt; aber sie erwählt dazu nicht Wasser, sondern Oel, das Symbol himmlischer Unzerstörbarkeit und fleckenloser Unschuld.

Der Diener der Religion besprengte das Krankenzimmer mit dem Weihwasser in Form eines Kreuzes, um durch alle bösen Geister zu beschwören und abzutreiben. Alsdann wurde die Allerheiligen-Litanei abgebetet, um alle Heiligen im Himmel um kräftigen Beistand und Fürbitte für die schwer kranke Hausmutter bei Gott anzurufen. Nun hielt der Priester seine Hände auf das Haupt der Kranken, um sie zu segnen, und in den Schutz Gottes zu empfehlen.

Hierauf salbte der Priester die Kranke an den fünf Sinnen, — Augen, Ohren, Nase, Mund, Händen und Füßen mit dem geweihten Oele, damit der barmherzige Gott der Kranken alle Sünden verzeihen und nachlassen wolle, welche selbe mit ihren fünf Sinnen begangen.

Und siehe! Das heilsame, befreiende Sakrament lösete nach und nach die Banden der frommen Dulderin. Ihre schon halb dem Körper entschlüpfte Seele erschien fast sichtbar auf ihrem Antlitze. Schon vernimmt sie den Sphärengesang der Seraphim; schon ist ihre Seele bereit, hoch über das Irdische sich in jene Regionen zu erheben, wohin sie die Hoffnung, die schöne Tochter der Tugend und des Todes, mit lieblicher Stimme einladet. Da warf sie ihren letzten Blick hinauf an die Wand, wo der Heiland, wo das Kreuzbild des Unschuldigen hing, der für uns am Marterholze gestorben; und ihr so tröstend zuzulächeln schien, daß er in seinem Reiche ihrer gedenke.

Und der Engel des Friedens stieg hernieder zur

gerechten Dulderin, berührte mit goldenem Zepter die müden Augen, und verschloß sie sanft dem Lichte der irdischen Welt. Wie mit schonender Hand führte er sie durch das dunkle Thal des Todes; wie so leise brach die morsche Hülle. Sie starb, und Niemand hat ihren letzten Seufzer gehört. Sie starb, und noch lange nach ihrem letzten Athemzuge bewahrten die Freunde an ihrem Sterbelager eine heilige Stille, gleichsam als wollten sie ihren Schlummer nicht stören, sie aus ihrer Ruhe nicht wecken. So sanft, so ruhig schied diese christliche Seele; so lehrreich und rührend war ihr Tod.

Doch diese Stille, dieses dumpfe Schweigen währte nicht lange. Denn der Schmerz der Trennung durch den Tod hat unter allen Dornen, womit die Erdenpilgerbahn bestreut ist, wohl den schärfsten Stachel. Der liebende Gatte brach in einen Strom von Thränen aus, fiel, der Krankheit der Verblichenen nicht achtend, auf die blasse Leiche hin, sie noch einmal, — sie zum letzten Male — zu umarmen, sie durch seine Zärtlichkeit in's Leben zurückrufen: allein vergebens! Da nahm er den kleinen Johann, den Barbara ihm geboren, und mit ihrer Muttermilch genährt hatte, und wollte ihn der verstorbenen Mutter darreichen, um durch seine Thränen, oder durch das Lächeln des Knaben sie nochmal zu beleben. Er drückte das mutterlose Kind an sein traurig pochendes Vaterherz, küßte und liebkosete es, als der Liebe Unterpfand, als das letzte und einzige Vermächtniß seiner treuen Barbara. „Du“, schluchzte er, „lieber Kleiner, sollst mir von jetzt an

das Einzige sein, was mir in kummervollen Stunden, in trüben Tagen mein Trost, mein Alles ist. Du, das Ebenbild deiner braven Mutter, die der kalte Tod mir und dir entrissen, sollst mich aufheitern, wenn Gott mir das Leben schenkt, und ich nach den Mühen des Tages, dich in meinen Armen haltend, hier einsam ausruhe. O Kind! du fühlest noch nicht, was wir an diesem braven Weibe verloren! O möchte auch ich es nicht fühlen; mein Schmerz würde weniger mein Herz drücken.“

So sprach er, drückte noch einmal den holden Kleinen an seine Brust, und wollte ihn der nahestehenden Schwester seines Freundes reichen, als diese mit Schrecken ausrief: „Gott hilf! das Kind ringt mit dem Tode!“ Und sieh! es war dem also. Die Seuche hatte, ohne daß es die Umstehenden, welche nur mit der kranken und sterbenden Mutter beschäftiget waren, den Kleinen ergriffen, und nach wenigen Stunden war er eine Leiche, um mit seiner Mutter in des Grabes kühlen Schatten hinabzusinken. Es schien, die liebende Mutter sei dem sterbenden Kinde sterbend voran gegangen, weil es sich viel sanfter schläft, im Arme der Mutter gebettet. Wer tröstet den Verlassenen, den Gattin- und Sohneslosen? Menschlicher Trost ist nicht vermögend, stillenden, erquickenden und heilsamen Balsam in das wunde Herz zu gießen. —

Da bot die Religion, welche Jesus lehrte, und die von seinen Aposteln und deren Nachfolgern bis auf diese Stunde in ihrer Reinheit und Wahrheit gelehrt, und vom Felsen Petri aus gegen alle

Anstürme der Hölle und ihrer Gewalten vertheidiget wird, ihren Trost an, um auch hier zu beweisen, daß sie die einzig wahre, geistig sittliche, und auf die höchste Veredlung des Menschengeschlechtes berechnete und gespendete Gottesverehrung ist, die, aus dem göttlichen Urlichte des Wortes geschöpft, und durch den Geist der Wahrheit in reine Herzen gepflanzt, alle unsere Gedanken, Worte und Handlungen heiligen, sich mit allen unsern Anstalten, Verhältnissen, Gesetzen und Wirkungskreisen verzweigen, und überall die Quellen des Elendes verschließen soll. —

Derselbe Priester, welcher an Barbaras Sterbebette gesessen, und sie mit den heiligen Sterbsakramenten versehen und gestärkt hatte, trat jetzt auch zu Meister Gräth, faßte dessen zitternde Rechte, die mit Thränen benetzt war, schloß ihn an seine Brust, drückte ihm alsdann die bebende Hand, führte ihn zum Bilde des gekreuzigten Heilandes, das zwischen zwei brennenden Lichtern auf dem mit schwarzem Flor bedeckten Tische stand, und begann also: »Wer hat mehr, und unschuldiger gelitten, als der Sohn des lebendigen Gottes? Er sei unser Vorbild im Leiden! Nach seinem göttlichen Rathschlusse sind Gattin und Kind nicht mehr des irdischen Lebens theilhaftig; aber im Besitze eines bessern, ewigen Lebens. Aber eben hier findet der christliche Gatte Gelegenheit, sich als Herrn und Helden der Schöpfung zu beweisen; die Stärke seines Charakters und den Muth zu zeigen, den kein noch so derber Schlag beugen soll. Der liebe Gott ist einge-

kehrt, und wir müssen uns ergeben in seinen heiligen väterlichen Willen! Werden wir Gott nur loben für große und offenbare Wohlthaten? O, da haben wir es im Christenthume noch nicht weit gebracht! Job hatte den großen Lehrmeister nicht, den wir Christen an unserm göttlichen Erlöser haben, und dennoch rief er im Unglück: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gelobt!“ –

Und wäre es etwa übertriebene Höflichkeit, Gott auch in trüben Stunden zu preisen? Glaubt Ihr, Gott handle hier, da er Euch Gattin und Kind genommen, nicht eben so gut und weise, als da er Eure Ehe schloß, und das Kind durch eine glückliche Geburt Euch schenkte? Müssen wir nicht durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen, und fängt die Entwicklung nicht erst jenseit des Grabes an? Wie können wir, Erdenwürmer, aus Staub genommen und wieder zur Rückkehr in Staub bestimmt, uns erfrechen, Gottes Fügungen in schädliche und unschädliche, in tadelswürdige und lobenswerthe einzutheilen, und über jene zu klagen, über diese aber zu jubeln? Wenn heute sich ein Stern am Himmel verlöre oder ein neuer erschiene; wer der Sterblichen wollte entscheiden, welches das Beßte sei? Und wie vorschnell thun wir nicht die Sache ab, wenn Gott in die Farben unsers Schicksals Schatten mischt?

Weinen können und dürfen wir; eine Thräne verargt Gott dem Menschen nicht; denn wir sind in Schmerzen und unter Thränen geboren, also weiner-

liche Kinder: aber richten oder murren dürfen wir nicht; sondern wir müssen im Staube anbeten und loben den Herrn, der über uns Alles zu unserm Beßten lenket, wenn auch unser schwacher Verstand die Wohlthat Gottes nicht gleich einsieht. Augen voll Wasser und Wangen voll Feuer sind ein Gesicht, in welches sich Engel verlieben. Seufzender Dank ist das herrlichste Lied, das wir aus dankbar kindlicher Brust dem Ewigen anstimmen können. Der Mensch, welcher sich unterfangen, im Unglücke über Gottes Vorsehung zu murren und zu klagen, glaubt keine Vorsehung; denn sonst wüßte er, daß Gott Alles zu unserm Wohle am Ende wenden werde. Ja, wir dürfen der Ueberzeugung leben, daß sich die Leiden und Trübsale in Freuden auflösen werden. Daher wollen wir uns jetzt auf die Kniee niederwerfen, und beten:

„O Gott, Du beßter aller Väter! Du meinest es mit Deinen Kindern gewiß auch dann gut, wenn Deine Vaterhand sie züchtiget; denn eben das Kind, welches der Vater liebt, züchtiget er, weil er es gut mit ihm meint. Du hast keine Freude an den Thränen Deiner Kinder; Du müßtest Tyrann und nicht liebender Vater sein, wenn Du an unsern Leiden Freude hättest. Du schickest uns nur darum Widerwärtigkeiten, Nöthen, Leiden, Gefahren, Kummer, Angst und Drangsale, weil sie zu unserer Vervollkommnung nothwendig sind. Denn schmal und rauh ist der Weg, der zum Himmel führt, und enge die Thüre, durch die man ins ewige Leben, in die Wohnungen der Seligen, eingeht. O darum wollen wir

Deine Vaterhand auch dann küssen, wenn sie uns schlägt. Unser Mund soll Dein Lob auch dann verkünden, wenn Du uns trübe Tage zutheilest. Auch in dieser Zeit des allgemeinen Jammers soll unser Lob erschallen, und die Leiden uns nur anspornen, Deinen heiligen Namen zu lobpreisen, und eben dadurch zu beschäftigen, daß wir Deine Kinder, und Christen sind. Auch der trübe und regnigte Himmel verkündet Deinen Ruhm; warum wollten wir denn nur bei Sonnenschein loben? Wie? wenn uns die Erde abdankte? wenn alle unsere künftigen Tage Mühe und Noth wären? Sollte da unsere Seele darunter leiden? Nein! auch schluchzend wollen wir lobsingen. Millionenmal empfanden wir schon Deine Vaterhuld; sollten wir in bösen Tagen, die aber nur scheinbar böse sind, Deiner vergessen?! Wir wollen in Ewigkeit nicht vergessen, daß Du die Liebe bist, auch wenn Du züchtigest! Winden wir uns unter Menschen und Mangel; krümmen wir uns auf dem Sterbelager: dennoch sei Dir Lob und Dank!«

So beten sie in heiliger Andacht; und getröstet erhob sich der Vater neben dem ehrwürdigen Pater Anselm, der jetzt sich entfernte, nachdem er alle Anwesenden nochmal gesegnet, um am morgigen Tage den Leichengottesdienst zu halten, und Mutter und Kind zur Erde zu bestatten. Wohl floß noch manche Thräne über das blasse Antlitz des schwer geprüften Meisters Gräth; aber doch ergab er sich mit christlicher Demuth und Aufopferung in den Willen Gottes, der sein Anker und seine Hoffnung war.

Neuntes Kapitel.

Die Leichenfeier.

Die neunte Stunde des folgenden Tages hatte kaum geschlagen, als der dumpfe Ton der Trauerglocke die Hinterlassenen in der Kirche versammelte, wo der Trauergottesdienst gehalten werden sollte. Zahlreich war die Versammlung der Christen, welche der edlen Verstorbenen hiedurch den letzten Liebesdienst erweisen wollten. In stiller Andacht ward der Gottesdienst entrichtet, und der Priester stimmte die Zornhymne an:

Tag des Zornes, Tag, der Rache!
Nach der heil'gen Bücher Sprache
Sinkt an dir in Staub die Welt.
Ach! wie werden wir einst beben,
Seh'n wir Jesum niederschweben
Zum Gericht, das streng er hält.

Die Posaune wird erschallen
Hörbar in den Gräbern allen:
Jeder muß dann hin zum Thron.
Tod! Natur! ihr werdet beben,
Wann die Auferweckten geben
Rechenschaft dem Menschen-Sohn.

Dann wird sich ein Buch entfalten;
Dort ist jede That enthalten
Von dem menschlichen Geschlecht.

Vor dem Richter wird zum Schrecken
Das Verborg'ne sich aufdecken,
Und nichts bleibet ungerächt.

Werd' ich Armer dann bestehen?
Wen werd' ich um Hülf' anflehen,
Da die Frommen kaum besteh'n?
König Du! vor dem wir beben,
Du verleihest ewig Leben;
Laß mich nicht zu Grunde gehn!

Merk', o Jesus! auf mein Bitten,
Denk, was Du für mich gelitten;
Wirf mich nicht zur Hölle hin!
Mich aufsuchend wardst Du müde,
Ach! Dein Kreuztod ist mein Friede,
Deine Müh' sei mein Gewinn!

Richter! Rächer aller Sünden!
Laß bei Dir mich Gnade finden
Vor den Tag der Rechenschaft.
Scham in meinem Angesichte,
Zittre ich vor dem Gerichte,
Laß, o Gott! mich ungestraft!

Du hast jenem Weib vergeben;
Gabst dem Mörder ewig Leben;
Gibst nicht mir auch Hoffnung Du?
Unwerth zwar ist meine Bitte;
Doch, Erlöser Du voll Güte!
Wirf mich nicht der Hölle zu!

Laß mich zu den Schafen stellen,
Nicht den Böcken beigesellen;
Dir zur Rechten will ich sein.
Wann Du zu der Hölle Flammen
Alle Sünder wirst verdammen,
Führ' mich in Dein Reich dann ein!

O mit reuigem Gemüthe
Wend' ich mich zu Deiner Güte,
Nimm Dich, Heiland! meiner an,
Wann ich an dem Tag der Rache
Aus der Erde Staub erwache,
Und mich Deinem Thron muß nah'n.

Nach kurzer Pause wurde die Bahre aufgehoben, um an den Ort ihrer Bestimmung getragen zu werden. Mit einer Art Gemisch von Trauer und Vergnügen sahen die Umstehenden des Leichenbegängnisses feierlichen Pomp, und ließen mit trauriger Zufriedenheit der Religion die Bahre mit ihrem heiligen Schleier bedecken. Süße Schmerzen durchzitterten jede Nerve, als die Stimmen der Diener Gottes sich vereinten, und in überirdischen Tönen zum geheiligten Throne emporschwebten. Diese Kerzen, deren erbleichendes Licht so schön die Ungewißheit des Lebens malt; diese Geistessammlung, diese Stille, die nur durch heilige Gesänge unterbrochen ward, Alles bot der Einbildungskraft das Schauspiel jenes schrekkenvollen Uebertrittes dar, der den Menschen aus der Zeit, die sich hinter ihm schließt, in die beginnende Ewigkeit einführt. Endlich wurde die Erde auf den Sarg geworfen, und der Priester rief mit den Worten

der Offenbarung aus: „Und ich hörte eine Stimme vom Himmel, die zu mir sprach: Schreib! Selig sind die Todten, die im Herrn sterben." Alsdann betete er nebst allen Anwesenden ein Vater Unser, und nachdem dieses unter tausend Zähren und Seufzern gebetet war, hielt er eine Rede, welche Alle tief ergriff.

Mit diesen Worten warf mir Meister Ulrich einen Blick zu. Ich verstand seine Bedeutung, und fing also an:

„Selig, die reines Herzens sind; sie werden Gott anschauen." (Matth. V., 8.) — „Wer überwindet, dem will ich gestatten, sich neben mich auf meinen Thron zu setzen." (Offenb. III., 21.)

Wichtige, inhaltsschwere, trostreiche Worte in das Herz jedes Sterblichen, zu jeder Zeit und an jedem Orte; besonders ergreifend aber am Grabe eines der Theuern und Geliebten, die des Todes kalte Hand der Lebensflamme beraubt hat, indeß tiefer Schmerz die Hinterlassenen beugt. Denn diese Worte machen, daß unsere Täuschung, eine Folge des überwältigenden Schmerzes, bald zerrinnet, die Vernunft ihre Herrschaft wieder erlangt, und unsere Lippen zwar in Klagen sich ergießen, die von Trauer-Thränen überschwemmten Augen aber zum Himmel sich erheben, von wo aus ein goldener Lichtstrahl wohlthuend unser Inneres durchzucket, und den großen Gedanken Unsterblichkeit und Wiedersehen erfrischet und belebet, daß er wie ein Engel Gottes uns umschwebt. O des großen, des göttlichen Gedankens

O des süssen, des tröstenden Glaubens! Es ist eine Unsterblichkeit; es gibt ein Wiederse=hen nach dem Tode!

Und dieser Gedanke, dieser Glaube beruht nicht auf Einbildung; ist nicht die Erfindung des lebenlie=benden Menschen, nicht das in der Zeit entstandene Gedicht eines sinnenden Geistes; nicht ein Wahn, die Ausgeburt eines schwindelnden Kopfes. Nein, dieser Gedanke ist das bleibende Gepräge der Seele, der Hoffnungsschild aller Völker, aller Jahrhunderte seit Anbeginn der Welt. Dieser Glaube ist ein Ge=schenk der Gnade, verbürgt durch den ewigen Vater, und den eingebornen Sohn; vergewissert durch die Worte des Gottmenschen, verkündet durch den Mund der Propheten, bestättiget durch die Auferstehung des auf Golgatha Gekreuzigten; angezeigt und angedeutet dem forschenden Geiste in dem Weltgebäude, wie in dem Theile desselben, den wir Erde nennen und bewohnen. Es ist ein Gott! — so predigt's die sichtbare Schö=pfung, so verkündet's die Offenbarung, so ist's mit Flammenschrift in unser eigenes Herz geschrieben. Und wir sind von ihm nach seinem Ebenbilde ge=schaffen; wir sind Gottes Meisterwelt, ein Wesen, das hier schon zweien Welten zugehört, in dessen Innerm von der Hand des Himmels das Siegel der Unsterblichkeit aufgedrückt ist. Die Seele ist göttlichen Ursprunges, mit Gott zugleich von Ewig=keit, und kann daher nicht spurlos verlöschen, nicht vernichtet werden. So regt sich, so spricht unsere Seele. Und woher diese Regung, woher diese Spra=che? Hat nicht der Schöpfer in jeden Menschen die=

ses unvertilgbare Streben nach einer glücklichen Zukunft, diese Liebe zur Fortdauer, diesen Abscheu vor Vernichtung gelegt? Hat nicht der Ewige diese Hoffnung einer künftigen Glückseligkeit in die Grundveste der Seele gepflanzt, einer Glückseligkeit, welche hier nie eintrifft, und zu welcher erst durch den Sarg, als die Wiege zur Geburt, der Eingang eröffnet wird?

Nun aber kann dieser Gott der Güte und Gerechtigkeit den hoffenden, harrenden, glaubenden Menschen nicht täuschen mit dieser frohen Zuversicht; denn bei Gott gibt es keine Täuschung. Gottes Liebe täuscht ja nicht einmal den Vogel, der beim Eintritt der wärmern oder kältern Jahreszeit eine seiner Lebensweise angemessene Heimat, ein entsprechendes Klima sucht. Sollte er den Menschen — sein Ebenbild — täuschen? Sehet die Schwalben dort über der Kirche schwirren: sie sind erst unlängst aus mildern, wärmern Gegenden zu uns wieder gekehrt. Sehet die beiden Störche, die da mit ihren Flügeln die hohe Luft durchfurchen: sie sind erst vor einigen Tagen übers Meer in ihre Nester, die sie im Herbst verlassen, zurückgezogen.

Auch wir sind Wandervögel, beseelt von der Ahnung einer bessern Heimat, der Ankunft eines neuen, schönern Frühlings, eines unserer vollkommenen geistigen Entwicklung angemessenen Landes, in welches wir entweder müde des gastlichen Heerdes, der uns hier so lange genährt, oder durch eingetretene Entkräftung abgerufen, hinfliegen, hin in ein milderes, heimischeres Klima, wo keine rauhe Luft mehr weht, wo kein Wechsel uns verdrängt. Denn die Erde ist

nicht die bleibende Heimat der hier lebenden Seelen, auswandern müssen alle in die ätherischen Gefilde zum vollkommenen Leben. Die Seelen müssen sich in ihrer neuen Heimat, wo keine Begattung statt hat, neue Nester, neue Hüllen (Körper) bauen. Die Erde ist nicht der Ort der vollkommenen Entwicklung; hier ist kein bleibendes Klima, kein ungemischtes, ungetrübtes Weilen. Hier ist jeder Pfad, den der Sterbliche wandelt, er führe vom weichen Sammetküssen oder vom rauhen Strohpolster, abwechselnd mit Blumen und Dornen bedeckt, bald von Sonnenschein erhellet, bald von Nebelwolken umdunkelt. Er, der die wandelnden Himmel so leicht, als den aufkeimenden Sprößling erschuf, gab den Menschen hienieden ein Leben voll Mühe, voll fliehender Freude, voll fliehender Schmerzen, damit sie der höhern Seelen nicht vergäßen, und es fühlten, daß über den Gräbern Unsterblichkeit wohne.

Wie stände es aber mit der Gerechtigkeit Gottes, wenn es kein anderes Leben, keine Unsterblichkeit gäbe? Und doch wird kein Erdgeborner sich erdreisten, Gott die höchste Gerechtigkeit abzusprechen. Hier sehen wir selten ein Verhältniß der Verdienste und Belohnungen, der Laster und ihrer Strafen. Die Tugend und Unschuld, die erprobte Menschenliebe, die erkannte und bewährte Gerechtigkeit kämpfen nicht selten mit Elend und Kummer, schmachten in Ketten und Kerkern, sterben den Tod durch Henkershand oder den Dolch eines Bösewichts, indeß das Laster in allen seinen Verzweigungen wuchert, gewinnt, sieget, triumphiret und zur Qual des Tugendhaften in

irdischer Wonne und Scheinglückseligkeit üppig schwelget.

O, so grausam darf man sich Den nicht denken, nicht vorstellen, dessen Gebote und ganze Schöpfung die reinste Liebe athmen und laut verkünden. Darum muß ein Leben sein, in welchem diese Mißklänge sich ausgleichen; Kummer in Freude, Thränen und Klagen in Jubel und Frohlocken, Wunden in Lebensfrische verwandelt werden. Dort über den Sternen muß es tagen, muß es heimisch werden; dort muß dieses Erdenleben als Pilgerstand sich verklären, in welchem wir nach dem ewigen Vaterlande gewallfahrtet.

Ohne unsterbliches Leben wäre der Mensch ein Afterkönig, der sich bücken muß vor den Thieren, die durch alle Scenen der Sinne weit über ihn erhaben sind. Ihr ganzes Dasein ist Genuß, unverbittert durch fruchtlose Hoffnung und Ungewißheit, unverbittert durch Gram und Verzweiflung. Das Uebel der vernunftlosen Geschöpfe ist nichts mehr, als was die Sinne rührt; unausgedehnt durch vorhergehende Furcht, oder durch nachfolgendes Murren. Wenn das Schlimmste kommt, so kommt es ungefürchtet; ein einziger Streich ist der Anfang und das Ende ihrer Pein. Sie sterben nur ein Mal; ein Vorrecht, nach welchem der stolze Mensch, der Herr der Schöpfung, der die Sterne lieset, der Held oder der Weltweise, vergebens seufzet. Es gibt kein Licht über diesen Vorzug im Thiere, als welches die Ewigkeit darauf strahlet.

Fragen wir: Wo ist hier der Grad der Vollkommenkeit, zu welchem wir geschaffen sind? Hiedurch

erhält unsere Erwartung eines bessern Lebens eine große Wahrscheinlichkeit, wenn wir erwägen, daß kein Sterblicher hienieden der Vollkommenheit sich nahet. Bleibt nicht hier unser Wissen, unsere Erkenntniß Stückwerk, wie schon der große Völker-Apostel Paulus gelehret hat, indeß der Körper sich ausbilden kann? Wozu also diese vielen und grossen Anlagen, diese Seelenkräfte, wenn ihre Entwicklung auf diese kurze Lebensdauer beschränkt ist? Gewiß, nur nach und nach entwickeln sich diese herrlichen Anlagen, die einer immer steigenden Vervollkommnung fähig sind. Und der Allweise sollte unsere Fähigkeiten gerade da, wo sie zu knospen anfangen, völlig zerknicken und vertilgen? Nicht einmal ein weiser Gärtner verfährt auf eine solche Art mit einer Blume; und der Allweise sollte so mit unserm Geiste verfahren? Ueber dem Grabe muß das reifen, was hier nicht zur Reife gelangte.

Und wer stillt die Sehnsucht des Tugendhaften? Wer des Menschen Drang nach Erkenntniß und Wahrheit, wer sein Sehnen nach Seligkeit, das durch alle Schätze der Erde nicht befriedigt werden kann? O, sie weisen uns auf eine Welt der Wahrheit und Seligkeit hin, indem sie uns fühlen lassen, daß ihr Reich nicht die Erde sei. Hier ist überall nur Entstehen, nur Aufgang, nur Anfang und Blüthe. Was könnte auch Dauerhaftes, Großes und Vollendetes in dem kleinen Raume zwischen der Wiege und dem Sarge Platz haben? Jenseit dieses Raumes ist rasches Fortschreiten, fröhliches Ernten, glückliches Vollenden. Der Mensch ist zur Unsterblichkeit

bestimmt. Er soll ewig fortdauern, ewig leben. Alle Schönheiten der Natur können verwelken und verschwinden, Sonnen und Sterne ihren Schein verlieren, die reichsten Lichtquellen versiegen, die ganze sichtbare Welt in Nacht versinken, der Mensch überlebt sie alle und findet in sich, findet in der Geisterwelt, findet in Gott weit mehr, als ihm die ganze sichtbare Welt geben kann. — Ewiges Fortstreben, ewiger Wachsthum, ewige Annäherung zur höchsten Vollkommenheit. Dieß ist die Bestimmung, dieß das herrliche Loos des Menschen. —

Wo endet das Weltall? und warum kommen vom fernsten Sterne Strahlen zu uns hernieder? — Warum sind dem Menschen die Blicke und der flammende Flug unsterblicher Hoffnung gegeben? — Warum deckt uns Gott, wenn wir den Tag über vom Strahl der Sonne ermattet, und an unsern Erdklumpen gefesselt waren, Nachts dieses hohe Gefilde unendlicher, ewiger Aussicht auf? — O, sehet den Himmel, Gottes Sternenschrift, die Urkunde unserer Unsterblichkeit, die glänzende Charte unserer weiten Wallfahrt! Der Mensch sinkt nur von der Sonne weg, in die Nacht des Todes hinab, um an einem hellern Tage wieder hervorzukommen. Das Grab ist nur seine unterirdische Straße zur himmlischen Seligkeit. Ja, dieses ist der Entwurf, den die unendliche Güte gemacht hat. Unsere glorreiche Geschichte erstreckt sich durch verschiedene Theile. Die Zeit liefert die Vorrede; die Ewigkeit entwickelt das Buch, das nimmer ganz entwickelte Buch des menschlichen Schicksals. Die Welt ist eine Prophe-

zeiung von einer künftigen Welt. Wer in seinem Busen lieset, lieset darin unsterbliches Leben. Siehe, selbst die stille Nacht verkündigt: die Seele stirbt nimmer! Selbst die stille Nacht verkündet ewige Tage! Jeden Vorfall nützt der Himmel zum Besten des Menschen. Auch der träge Schlaf belehrt und kein Traum spielt vergebens!

Blicken wir um uns her, so bieten sich unsern Augen überall die Vorbilder unserer geistigen Fortentwicklung, wie die Seele durch den körperlichen, durch der Hülle Tod, zu höherm Leben sich entfesselt. Sehet nur auf den Schmetterling dort, der sich auf dem Weidenzweige entfaltet, der über dem Grabe da sich als Symbol der Trauer erhebt. Er ruft uns zu: »Schauet auf mich! Bebet nicht vor der Verwesung, sondern lebet des frohen Glaubens an eine ewige Fortdauer! Eure Todten schlafen unter Blumen, und der Frühling, der frohe Verkünder der Auferstehung, gekleidet in leuchtende Farben, nahet den dunkeln Grüften, verkündend den großen Tag, wo entfesselte Geister den Gräbern entsteigen, und aus den Todtensärgen wie aus Ehrenpforten und Triumphbögen zur ewigen ungetrübten Ruhe und Seligkeit eingehen werden.«

Betrachtet mit Aufmerksamkeit diesen Schmetterling! Er ist in seiner Verwandlung, durch seine Erhebung aus dem unbehülflichen Zustande einer kriechenden Raupe in den Zustand eines vollkommenern, schönern geflügelten Insektes, ein schönes Bild des Ueberganges in ein besseres Dasein. Die Raupe erstirbt; sie liegt wie in einem Grabe, oft viele Monate

lang. Plötzlich öffnet sie das Grab, und ein neues, schönes Wesen, das mit dem vorigen fast gar keine Aehnlichkeit hat, geht daraus hervor. Aus ihrem Tode erwacht, ist sie nach Ablegung ihrer Maske und Hülle, nicht mehr die schwerfällig am Boden kriechende, nagende unansehnliche Raupe; — es ist ein glänzender schöner Schmetterling, der im Sommerlichte von Blume zu Blume flattert. Die Anlage dazu mußte in ihrem vorigen Körper liegen, und diese wurde nach uns unbekannten, vom Schöpfer bestimmten Gesetzen, allmählig entwickelt.

Ueberhaupt mag es hier am Orte sein, über die Frage: „Warum findet man im Schmetterling ein Bild der Auferstehung?" Weniges zu bemerken. Die ganze Ordnung der Insekten bietet, wie bekannt, fast durchweg die bewunderungswürdige Erscheinung einer Verwandlung dar, welche das Thier erst zu seiner vollkommenen Entwikkelung und zu der letzten Stufe seines Lebens führt. Dieser Verwandlung geht ein Zustand der Ruhe, des Schlummers und gleichsam des Todes voran, in welchem viele Insekten sogar von Erde ganz bedeckt und in derselben begraben sind, alle aber, mehr oder weniger, die Fähigkeit, sich zu bewegen und ihrem Ort freiwillig zu verlassen, verloren haben. Diese Beobachtung hat wohl zuerst die Veranlassung zu dem Entstehen des Bildes gegeben.

Daß man aber gerade den Schmetterling zum Symbol der Ewigkeit wählte, möchte seinen Grund etwa noch in Folgendem haben. Die Verwandlung der Raupe zum Falter konnte am leichtesten beobachtet

werden. — Die schöne Gestalt und die schönen Farben so vieler Schmetterlinge gaben ein reizendes Bild, das dem dichtenden und bildenden Künstler gleich zusagte. Ist die Raupe aus dem Eie geschlüpft, so entwickelt sie bald eine unersättliche Freßbegierde. Die Raupe, die fast nichts als Körper ist, nährt sich wahrlich nicht so wohl, um zu leben, als sie vielmehr lebt, um zu essen. — Der Mensch kann leider als Erdenpilger seines Magens auch nicht entbehren. — Doch die Raupe hat durch unausgesetztes Magenfüllen ihr Wachsthum vollendet. Sie wird zur Puppe, reinigt sich von den unedeln Neigungen, entwöhnt sich von der niedrigen Freßbegierde durch langes Fasten, und bedarf nun bei ihrem Erwachen als lieblicher Falter, kaum einiger Tropfen Nektar zum Leben, um die ganze Zeit schönern und höhern Freuden zu weihen. Freundliche, beseligende Hoffnung für den Menschen, welcher den Idealen seiner Seele nachstrebend, von der rauhen Hand der Wirklichkeit niedergebeugt wird.

An den kalten Zweigen eines Baumes oder auf der feuchten Erde zu kriechen, ist der Raupe Loos. Mühselig muß sie dem unbeholfenen Körper fortschleppen, wenn sie eine Spanne weiter will. Das bunte Farbenkleid dagegen, das jetzt im Sonnenscheine flattert, ist nicht an die Scholle gefesselt. Ungehindert schwebt es von Blume zu Blume, und im reinern Elemente fliegt es kühn dem Lichte zu.

Dem leicht beschwingten Falter gleich — so ahnen wir — wird es jenseits unserer Seele gelingen, eine bessere Einsicht in das Ganze zu erhalten. Wir

werden der gröbern Hülle ledig, im Gebiete der Wahrheit selbst wandeln. Kein Nebel verschleiert das Auge, das im Lichte schwebt. Und wie wird voll hoher Wonne der verklärte Geist in den Räthseln des entschwundenen Lebens väterliche Weisheit sehen, wenn er freier über den Gräbern der Erde schwebt, als den Schmetterling sein Flug über die zerbrochene Puppenhülle trägt!

Eben so, wie mit dem Schmetterling, geht es bei den Verwandlungen der Maikäfer, die da entstehen aus sechsfüßigen Larven, die, nachdem sie vier bis sechs Jahre in der Erde geruht haben, als Maikäfer erscheinen und sich ihres Lebens freuen. Eben so geht es bei den Verwandlungen anderer Insekten z. B. der Wasserjungfern, welche aus Würmchen entstehen, die in Wasser sich aufhalten.

Im Winter verwelkt und stirbt Alles in der Natur scheinbar, um in Frühlingspracht desto schöner wieder aufzublühen. Die Blume neigt im Herbste ihr Haupt, um sich im Lenze mit neuem Schmucke zu kleiden. Auch das Samkorn geräth in der Erde in Gährung und Fäulniß, aber der Keim bleibt und entwickelt sich zur Pflanze. In der Natur herrscht kein Vergehen. Ueberall offenbart sich Leben und Entwickeln zum höhern Leben und ein Umwandeln der Form. Die Bilder des Lebens sind der Spiegel unserer einstigen großen Bestimmung. Freunde! neues Leben geht aus dem Tode hervor, wie aus der erstorbenen Saat die neue Frucht, wie aus dem verweseten Kern der neue Baum, wie aus der verpuppten Raupe der schöne Schmetterling. Das Buch der

Natur ist zur Zeugschaft unserer Unsterblichkeit, unserer Fortentwicklung zur Vollkommenheit vor uns aufgeschlagen. Ihre sinnvolle Schrift ist für Alle vorhanden, aber nur das reine Auge des göttlichen, frommen, seligen Glaubens versteht den tiefen Sinn ihrer Hieroglyphen, und erfasset mit freudigem Entzücken und froher Erwartung einer seligen Zukunft die große, verheißungsvolle Wahrheit ihres Inhalts.

Wer also soll bei diesen Voraussetzungen noch an der Fortdauer nach dem Tode zweifeln? — Religion und Vernunft verbürgen sie uns; unsere Anlagen, Fähigkeiten und Triebe, die nicht allein auf diese Erde abzielen, erheischen sie; der Ueberblick der schönen Ordnung und des harmonischen Planes, den wir im ganzen Weltall wahrnehmen, beweisen sie; die Tugend, die hier auf Erden oft verkannt und unbelohnt bleibt, fordert sie, und kein Volk bezweifelt sie. Dieser Glaube an Unsterblichkeit ist der sicherste Compaß, das untrüglichste Ruder durch dieses Pilgerleben, der rechte Balsam der Stärkung beim Aufgeben einer Gegenwart, die wir durch Gewohnheit lieb gewonnen; er gießt ein mildes, tröstendes Licht in jedes Menschen Herz, selbst dann, wenn Todesschatten es umschweben.

Unsterblichkeit! Auf deinen Geisterschwingen
Schweb' ich empor in's lichte Gottesreich.
Durch Todesgraun soll ich in's Leben dringen,
Nach Winterstürmen grünt der Blüthenzweig.
Da klingt ein Himmelston von Gottes Sternen,

Und eine Geisterstimme ruft mir zu:
Schau' auf getrost in jene höhern Fernen,
Dort ist das Blüthenland von Glück und Ruh!

So gerechtfertigt aber unser Glaube an Unsterblichkeit, an eine Fortdauer nach dem Tode ist, so troßtreich und erquickend ist auch der Gedanke und die Hoffnung des Wiedersehens nach dem Tode. Denn mit dem tiefgegründeten Wunsche des Menschen, nach dem Tode fortzudauern, ist die höchste Hoffnung, mit denen, die wir hier liebten, wieder vereint zu werden, gar eng verschwistert. Auch ist dieser Glaube so alt, als das Menschengeschlecht, und ausgesprochen in der Natur und heil. Schrift. Für ein Wiedersehen nach dem Tode spricht die Natur und die Dauer unserer geselligen Triebe und Empfindungen. Für ein Wiedersehen zeugt selbst die todte Natur, wo sich die verwandten Kräfte und gleichartigen Dinge nach unbekannten Gesetzen anziehen und wiederfinden. Was zusammengehört, das findet jedesmal wieder den Weg zu einander. Unser Auge schauet überall im weiten Reiche der Schöpfung, im Lebenden gleich wie im Todten, daß gewisse Dinge mit einander in näherer Verwandtschaft stehen, und sich immer wechselseitig anziehen. Wir erblicken da allenthalben Eintheilung und Verbindung der Dinge wie in Familien. Licht hält ewig zu Licht, Erde zu Erde, Wasser zu Wasser. Dünste entsteigen den Meeren und Flüssen; aber in Thau und Regen fallen sie vom Himmel herab, und vereinigen sich auf diese Weise wieder mit Meeren und Flüssen.

Unser Geist bewundert die Wirkungen der Wahlverwandtschaften in leblosen Körpern, wo Gleiches zu Gleichem sich wie durch magische Kraft hingezogen fühlt, sich vereinigt, und das Fremdartige zurückstößt. Was wir aber hier in den todten Körpern Wahlverwandtschaft nennen, heißt im Geisterreiche Liebe. Gott selbst ist die höchste, reinste Liebe. Daher erklärt sich die unendliche Sehnsucht der Geister nach Vereinigung mit ihm, nach Seligkeit in ihm. Herrscht aber Gottes Gesetz in der Schöpfung auf Erden und am Himmel, so weit unser Auge die Familien der Gestirne durchdringen kann, wo die Erden ihre Monden haben, alle Sonnen besondern Erden angehören: wird dieses Gesetz weniger in der Welt der höhern Geister herrschen; weniger, wo das, was bei leblosen Dingen nur dunkler Trieb ist, bei Geistern zu einer mit Bewußtsein verknüpften Empfindung veredelt ist; — weniger, wo Gott selbst der Urquell ist, wo wie seine Werke auch seine Gesetze nur Wirkungen der Liebe sind? — Die erhabene Macht, welche aus weiten Fernen den befruchtenden Blumenstaub zur harrenden Blume führt — sollte sie unmächtiger sein im Reiche höherer und ihr näherer Wesen?

Gottes Allmacht, Güte und Weisheit verbürgen uns das Wiedersehen und Wiedererkennen unserer Geliebten in jenem Leben, bürgen für das höhere Glück, das einst in den lichten Höhen Wiedervereinte erwartet. Was der grausamste Mensch nicht wollen könnte, wird Gott nicht wollen, der den Stempel seiner Liebe allen Wundern der Schöpfung aufdrückte! Er schuf keine Geister, damit sie ihn einst vergäßen; er vereinte

keine Erdenpilger durch die geistigen Bande der Liebe, um sie auf ewig zu trennen. Die Liebe der Seelen, dieses Band der Vollkommenheit, ist ewig, wie die Seelen selbst es sind, und wie Gott, die reinste Liebe, ewig ist. Liebe und Freundschaft vereinigt die Geister; Liebe und Freundschaft hält sie ewig zusammen. Was sich hier verstand, das findet sich dort wieder. Eine moralische Sympathie verschmelzt sie, weil sich ihre Geister verstehen.

Wir bedürfen der Hoffnung des Wiedersehens bei der letzten Trennung von den Unsrigen zu unserer Beruhigung. Trennung gehört zu den Schattenseiten des Lebens, gleicht dem Bild des Todes, das man fliehet. Würden die Vorangehenden wohl getrost ihre Angehörigen um ihr Sterbebett versammeln, und mit Geduld und Ergebung den Todeskampf bestehen können; würden die Hinterlassenen, die von jenen die letzten Segenswünsche erhalten, Ruhe und Trost finden, wenn der Gedanke sie umfinsterte: „Wir scheiden auf ewig?" Nein! der Tod trennt uns nicht ewig. Wir sehen uns wieder. Auch die Verblichene, an deren Grabe wir heute stehen, ist nur hingegangen in die bessere Heimat. Dort schauet sie jetzt in Gesellschaft der seligen Geister Gott von Angesicht zu Angesicht. Von dort blickt sie jetzt verklärt zu uns herüber, und ruft uns zu: „Wandelt in Tugend und Gottseligkeit, damit ihr eingehet in die Wohnungen des ewigen Friedens, in die Fluren, wo keine Thräne fließt, in die Gefilde, wo Wahrheit und Ruhe thronet, und ewiges Halleluja erschallet."

O weinet nicht! nur kurze Zeiten währet
Der bittern Trennung herber Schmerz.
Es gibt ein Wiedersehen: dieses lehret
Natur und Schrift; dieß ahnt das Herz,
Recht bald erglänzt des Wiedersehens Morgen,
Was sich geliebt, umfaßt die Brust
Des heiß Ersehnten dort, wo keine Sorgen,
Wo Wonne nur und Himmelslust.

Ich schloß diese meine kurze Rede. Die Anwesenden dankten mir recht herzlich, und sprachen tiefgerührt den Wunsch aus, einander nach diesem Leben im Reiche der Seligen wieder zu sehen. »Lasset uns recht fromm und christlich wandeln,« sagte Maria, „damit auch wir, zur Unsterblichkeit, zur ewigen Glückseligkeit geschaffen, getrost der letzten Stunden entgegen sehen können, mit der süssen, der tröstenden Hoffnung, dort über den Sternen nicht getrennt zu werden. Und diese Hoffnung, daß wir einander, daß wir unsere Angehörigen und Freunde in einem bessern Leben wiedersehen, mit ihnen auf höhere Stufen gemeinschaftlich fortschreiten und mit einander der Seligkeit uns erfreuen, gewähre uns Erdenpilgern eine reiche, unversiegbare Quelle des Trostes, welche uns nicht nur alle Sorgen und Mühen erleichtern, sondern auch bei dem Wechsel und den Stürmen des Lebens Muth und Ausdauer darbieten soll.

Nach einer Pause stiller Betrachtung erhob sich Meister Ulrich, und sprach: Liebe Freunde! Für heute bin ich zu sehr ergriffen, als daß ich meine Erzählung noch fortsetzen könnte. Auch ist schon nahe die Zeit,

wo wir der Ruhe bedürfen. Darum verzeihet. Morgen ist ein Feiertag. Wenn ihr mit einverstanden seid, machen wir nach dem Nachmittags-Gottesdienste einen Ausflug nach dem Jägerhaus. Auf dem Hin- und Rückwege und auch am Platze selbst unter dem Schatten einer grünen Tanne oder Fichte wollen wir dann in der Geschichte des Meisters Gräth fortfahren, und sein eben so schnelles als trauriges Ende, und später das Schicksal der verhängnißvollen Glocke selbst erfahren. Um vier Uhr versammeln wir uns vor dem rothen Thore. Nun gute Nacht! Wir — ich und Meister Veit — nahmen herzlichen Abschied, und gingen jeder, mit ernsten Gedanken der Unsterblichkeit und des Wiedersehens beschäftiget, in unsere Behausung zurück.

Zehntes Kapitel.

Der Glockenguss.

Der Nachmittags-Gottesdienst war in seiner erhabenen Feier entrichtet worden, und die frommen Christen hatten ihre demüthigen Herzen in stiller Andacht bei gefalteten Händen zum Herrn emporgerichtet. Die Seele hatte in den heiligen Hallen der Gottseligkeit erquickende Nahrung gefunden. Nun wollte auch der Körper eine Erholung. Die Sonne leuchtete bei reinem blauen Himmel so freundlich, und der wolkenlose Aether lud so gastlich zu einem Spaziergange ausserhalb den Mauern der Stadt. Hunderte walleten

in fröhlicher Laune hinaus vor die Thore. Mit dem Glockenschlage vier Uhr trafen wir unserer gestrigen Verabredung gemäß auf der Wiese vor dem rothen Thore, das bei seiner Erbauung im Jahre 1223 bald Haunstetter- bald Spital-Thor genannt wurde, und diesen Namen auch behielt, bis Augsburgs großer Baumeister Elias Holl den roth gemalten Thurm daran baute, der ihm seinen jetzigen Namen gab, zusammen. Nun begann unser Zug nach dem freundlich gelegenen Jägerhäuschen. Meister Ulrich ging in der Mitte, und hob also an.

Wenige Wochen nach dem Tode seiner theuern Gattin saß Meister Gräth eines Abends auf dem Steinsessel vor seiner Hausthüre und hörte dem Abendläuten zu. Da kam der Stadtpfleger Heinrich Hurlacher die Straße daher. Sobald er den fleissigen Glockengießer bemerkte, trat er zu ihm, reichte ihm freundlich die Hand und sprach: „Grüß' euch Gott, lieber Meister! Wohl mögt ihr eure Freude haben über das schöne Geläute; es ist doch ein lautes Lob für euch und die frühern Glockengießer unserer Stadt. Wir haben so rein tönende Glocken, bei deren harmonischem Klange das Herz sich erhebt. Nur die Sturmglocke will nicht mehr so rein klingen, seitdem sie den Sprung bekommen hat. Gestern haben wir deßhalb Rath gepflogen und beschlossen, daß ihr selbe möchtet in bedeutender Größe umgießen, und mehr Silber zusetzen und das Stadtwappen darauf abbilden, Jahr und Datum und euern Namen. Nun sagt, wollt ihr wohl bald Hand an dieß Werk legen? Ihr seid ehrlich und habt euch bisher unsere Zufriedenheit

im höchsten Grade erworben. Gute Arbeit muß auch gut bezahlt werden. Das wisset ihr schon, daß Augsburgs Vorgesetzte nicht knickern, wo es die Zierde und den Ruhm der Stadt gilt. Mein Amtgenosse Johann Ammann empfahl euch gestern besonders im Rathe, und keiner der Anwesenden that Einrede gegen das euch gespendete Lob.«

Ich danke, versetzte der Glockengießer, für das mir gespendete Lob. Ich thue nichts, als was meine Pflicht und Schuldigkeit ist. Uebrigens freue ich mich über das große Zutrauen, das ein hochweiser Rath auf mich und meine Kunst setzt. In jedem Falle würde es mir ein großes Vergnügen sein, wenn ich die Sturmglocke dem Wunsche des hochedlen Rathes entsprechend zu gießen vermöchte; sonst soll die Glocke in kurzer Zeit fertig sein.

Heinrich Hurlacher war mit dieser Antwort des Meisters wohl zufrieden, drückte ihm herzlich die Hand und ging seines Weges. Des Tages darauf aber, als die Herren vom Rathhaus kamen, erhielt der Glockengießer durch den Stadtknecht den Bescheid, daß er die Sturmglocke nach beßtem Fleiß und Wissen umgießen sollte.

Zwar hatte, wie ich schon früher erwähnt habe, der gute Meister immer vollauf Arbeit, und verdiente sich jährlich ein feines Stück Geld. Allein wenn er für Augsburg eine Glocke zu gießen hatte, da freute er sich doch mehr, als sonst, weil er sich dabei große Ehre erwerben und sein Ohr manchmal an dem Klange seiner Glocke vergnügen konnte. Er gab den Stadtknecht einen guten Trunk Bier und bat ihn, seinen schönsten

Gruß an die edlen Herren des Rathes zu sagen; er danke für ihr Zutrauen und wolle sein Beßtes thun. Dann rief er seinen Lehrling, der seit zwei Jahren in seiner Werkstätte unter seiner Leitung und Aufsicht stand, und sprach zu ihm; Freu' dich, Bursche, sollst eine Augsburger Sturmglocke gießen helfen. Solch Stück Arbeit gibt's nicht alle Tage! — Das hörte der Bursche mit Freuden; denn wenn er auch erst zwei Jahre in der Lehre war, so hing doch sein ganzes Herz an seiner Kunst, und er that Alles, um dereinst solch ein tüchtiger Glockengießer zu werden, wie sein Meister war.

Freilich hatte der Junge auch eine andere Behandlung und einen edlern Zweck seiner Aufnahme bei Meister Gräth als es in unsern Tagen oft der Fall ist. Der redliche Mann dachte nur auf das geistliche und leibliche Wohl seines Lehrlings. Aus ihm einen geschickten Arbeiter und rechtschaffenen, braven Bürger zu machen, war sein Streben. Ein gutes Beispiel des Meisters war ein weckender Stachel der Aneiferung für den Lehrling, und der Fleiß und die Folgsamkeit des Letztern ein lohnender Trost für die Mühe des Erstern. Meister Gräth hatte nie Ursache, über den Jungen sich zu beschweren, oder über seine Fortschritte in der Kunst unzufrieden zu sein. Der sittliche Wandel des Lehrlings bedurfte keiner Rüge, weder von Seite des Meisters, noch von Seite des Publikums, wie die Klagen in unserer Zeit sich nur vermehren. Allein er verwendete auch den Jungen nur zu den Beschäftigungen, zu welchen er beim Einschreiben bestimmt ward; nicht zu häuslichen Arbeiten und Geschäften, welche für einen Dienstboten,

der seinen Lohn dafür erhält, nicht aber für einen jungen Menschen, der sein Lehrgeld bezahlt und lernen soll, da sind. Doch hievon genug. Unsere Zeit lehrt sprechend hierüber!

Noch an demselben Tage schickte sich der Meister an, in der Dammgrube vor dem Gießofen den Kern zur neuen Glocke zu mauern, welcher die Gestalt des Innern der Glocke hatte und mit Lehm überstrichen wurde. Auf diesen legte er nun die Dickte, welche ganz dieselbe Form, Gestalt, Zierathen und Inschriften hatte, wie die Glocke bekommen sollte. Ueber die Dickte legte er den Mantel, das ist, eine ziemlich starke Decke von Lehm, welche mit eisernen Bändern zusammengehalten und oben mit einem Gießloche versehen ist. Nachdem die Glockenform fertig war, wurde sie mit darunter angebrachtem Feuer gehörig ausgetrocknet, dann der Mantel abgenommen, die Dickte herausgeschlagen, der Mantel wieder aufgesetzt und jede Ritze gehörig verstrichen. Nach diesen Vorkehrungen wurde das Metall in den Gießofen gelegt, um darin geschmolzen zu werden. Der Gießofen war ein großer viereckiger Ofen von Backsteinen. Der Boden war von Lehm, wie eine Scheuntenne. Das Gießloch war vorn im Ofen; die Löcher, durch welche man mehr Metall hineinbringt und die Schlacken abzieht, waren an der Seite, und die Windpfeifen oder Zuglöcher waren oben. Hinten am Ofen war ein Thurm, in welchem das Feuer brannte, dessen Gluth durch die Oeffnung des Ofens auf das Metall schlug, um es nach und nach zu schmelzen.

Die Glockenspeise glühte schon ganze vier und

zwanzig Stunden im Gießofen, die Windpfeifen färbten sich gelb, und zeigten dem Meister an, daß die Speise gar, d. h. zum Gusse geschickt und fertig sei. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirne und sprach zu seinem Lehrling: „Siehe, Bursche, wie sich die Pfeifen bräunen; es ist Zeit zum Guß! Ich will vorher noch einen Trunk thun, und mich dadurch stärken zum Guß; dann wollen wir in Gottes Namen gießen. Bleibe indeß beim Ofen hier und habe wohl Acht, aber hüte dich, und rühre mir den Hahn nicht an, sonst wäre es um dein Leben geschehen; denn oft springt die Form, und dann läuft das flüssige Metall, umher, und leicht kann man dabei verunglücken; oder es kollert, d. h. es spritzt um sich, weil in der Form etwa ein Tropfen Wasser war.“

Mit diesen Worten verließ er die Werkstätte Willens und fest entschlossen, nach höchstens einer halben Stunde zum Guß zurückzukehren. Mit dem Gedanken, den Guß glücklich auszuführen, eilte er in ein nahe gelegenes Wirthshaus, um sich mit einem Trunk guten Bieres zu laben. Hier traf er eine fröhliche Gesellschaft munterer Leute, welchen einige Fiedler und Stadtpfeifer vorspielten, und ihnen, wie sie sich ausdrückten, den Jammer und das Elend der Zeit verjagten. An einem Tische in der rechten Ecke der Stube standen mehrere Bürger und Bürgerssöhne um eine kleine Gesellschaft Spieler, deren Anblick auf manchen Zuschauer keinen wohlthuenden Eindruck machte. Zwei der Spieler würfelten: zwei Andere spielten Karten, welches damals nebst dem Kegeln die gewöhnlichen Spiele waren, und ohne viele Beschränkung, wenn Be=

trug und Unordnung dabei nicht vorkamen, gespielt werden durften, bis sie im Jahre 1404 auf die unter obrigkeitlicher Aufsicht stehenden Zunfthäuser beschränkt wurden. Als Betrug aber galt das Spielen mit hohlen oder gefüllten Würfeln, und ein solcher Spieler wurde mit Handabschlagen bestraft, wenn er sich nicht gegen die Anklage durch das Vorzeigen der Würfel oder mittelst dreier Zeugen von dem Verdacht des Betrugs reinigen konnte. Ein Dritter bei dem Spiel, der es mit beiden Spielern hielt, hatte seine Hand verwirkt. Auch gab es in Bezug auf die Spiele noch andere Verordnungen. Einem Kinde, das unter fünfzehn Jahren war, durch Kegeln sein Geld abnehmen, wurde mit Pranger und Ersatz des Abgenommenen gebüßt. Eben so war es beim Riemenstechen und Häufeln. Das letztere war wahrscheinlich ein Kartenspiel (le petit paquet in Oesterreich). Wer zu seinen Jahren gekommen, hieß es, der mag sich äffen lassen. Einem Gast aber, der in einem Gasthause spielte, durfte nicht mehr abgewonnen werden, als er bei sich hatte; wurde ein solcher zur Haft genöthiget, den hatte der Vogt oder Burggraf frei zu machen. — Welches aber die Befugnisse und großen Rechte dieser öffentlichen Beamten waren, sollet ihr im Verlaufe der Erzählung noch erfahren. — Auch keine Bürgschaft oder Pfand durfte ein Gast geben. Das Spielen bei Nacht wurde von Seite der Polizei ungerne gesehen. Sie suchte es dadurch zu beschränken, daß sie keinem, den beim Nachtspiel Unrecht gethan worden, Recht schaffte. Dieß sind Verordnungen vom Jahre 1274.

Den widrigsten Eindruck aber auf alle Umstehenden sowohl als auch auf die an andern Holztischen Sitzenden machte das Lärmen eines jungen Menschen, der höchstens siebenzehn Lebens-Jahre zählte, und bereits durch einen Schwarm von abscheulichen Ausdrücken sein Glück oder Unglück im Spielen beurkundete. Meister Gräth erkannte in ihm den Sohn seines Geschäftfreundes aus einer nahe gelegenen Stadt, und einen Zögling der Schule zu St. Georg, welche in jener Zeit, dem niedern Standpunkt der geistigen Cultur, noch ziemlich zahlreich besucht war; deßgleichen die Schulen am Dom, zu St. Moriz und St. Ulrich. Zu seinem größten Bedauern, aber zur Ehre der geachteten Lehranstalt, erfuhr er von einem Nebenstehenden, daß dieser Wüstling vor einigen Tagen zum Frommen der übrigen Zöglinge entlassen worden sei und sich schon seit zwei Tagen hier in diesem Gasthause herumtreibe. „Ich habe nur Bedauern mit den Eltern dieses Elenden," sagte Meister Gräth. „Mich jammert der Vater, der im Schweiße seines Angesichts arbeiten muß, einen Undankbaren zu unterstützen, dessen Laster ihm unbekannt sind, der seiner grauen Haare spottet, der lachend die sauer erworbenen Gelder vergeudet, der die Kräfte seines Geistes mordet, und seine moralischen Gefühle erstickt. Mich jammert eine Mutter, die gutmüthig genug ist, einem Verprasser die Hälfte ihrer kargen Habe hinzugeben, und eines verdorbenen Sohnes wegen sich manchen Abbruch zu thun." —

Der gute Mann hatte recht. Gut, daß solche Fälle durch die weise Fürsorge vom Staate aus in

unsern Zeiten vermindert und mit Ernst gegen Alles eingeschritten wird, was als Fäulniß den Baum des gemeinsamen Studienlebens zu verderben oder anzustecken droht. O, wie werth der wohlwollenden Menschheit, wie ehrenvoll für die Bestimmung, wozu Gott uns schuf, ist es gehandelt, daß der Arm der höchsten Gewalt im Staate ihre wohlhätigen Einflüsse auch über diese Institute ausbreitet. Ich segne den Fürsten, der mit wachsamem Auge über den Schulen seines Landes waltet. Heil ihm, dem Wohlthäter des Staates! Der kleine Sprößling verdankt ihm die Nahrung und Pflege: und wann er groß gewachsen ist, wird er ihn preisen durch seine Thaten! — Mit Abscheu und Verachtung, aber zugleich mit innerm Schmerz und Aerger über ein solches Benehmen eines jungen Menschen, leerte Meister Gräth, in eine ihm nicht ganz willkommene Unterredung hingezogen, mehrere Gläser, als er je in seinem Leben gethan hatte.

Während Meister Gräth sich ärgerte und zechte, stand der Lehrjunge am Ofen und freute sich über das flüssige Feuer. Wie wogte das, wie wallte es! Wie drängte die Masse nach dem Gießloche, als würde es ihr zu enge im Ofen! Sehnlich blickte er nach der Abstichstange, gern hätte er auch einmal den Guß versucht; doch sein Meister hatte es ihm streng verboten. Aber der Meister blieb so lange; die glühende Speise wallte immer heftiger! Die Windpfeifen wurden gelb, der Rauch stieg ganz weiß auf, und der Stab, den der Lehrjunge ins geschmolzene Metall stieß, war mit einer feinen Glasur überzogen. Es zieht ihm die Hände zur Anstichstange, er nimmt sie, bohrt

damit am Gießloche herum und — der Feuerfluß schießt gewaltig heraus.

Da überfällt den Lehrling Todesangst, und der Meister tritt in die Werkstätte. Mehrere Zechbrüder begleiteten ihn, um dem Guß der Sturmglocke beizuwohnen. Zorn sprühete aus seinen Augen beim Anblicke dessen, was geschehen war. In etwas betrunkenem Zustande und hingerissen von Jähzorn, dieser gefährlichen Klippe, an welcher schon Tausende Schiffbruch gelitten, und sich und andere in den Abgrund des Verderbens gestürzt haben, griff er nach dem Schürhacken, welcher an einem eisernen Nagel neben dem Schmelzofen hing, und rannte nach der Ecke, in welche sich der erschrockene Junge aus Furcht vor dem zürnenden Meister geflüchtet hatte. Alles Flehens und Bittens ungeachtet nahm er den zitternden Jungen bei den Haaren, riß ihn gewaltsam hervor und schleuderte ihn mit größter Wuth auf den harten Boden. Blut färbte des Jungen Hemd, welches er erst heute frisch angezogen, und das ihm seine sorgfältige Mutter am Vorabende dieses unglücklichen Tages als Geschenk der Aufmunterung zu anhaltendem Wohlverhalten und Fleiß gebracht hatte. In wenigen Augenblicken war auch der Lehmboden des Gießhauses mit dem Blute des röchelnden Jungen befleckt. Die Umstehenden, welche bei diesem schauderhaften Anblicke zu sich kamen, wollten den Lehrling von der Erde aufheben. Sie rüttelten ihn; aber kein Lebensfunken war mehr in dem bereits erstarrten Körper. Der Meister hatte in demselben Augenblicke, wo er den bebenden Jungen auf den Boden niederschleuderte, ihn

an den Schläfen mit dem eisernen Schürhacken tödtlich verwundet. Nun starrte der Mörder mit starren Blicken auf das Opfer seines Jähzorns hin. Angst und Wehmuth durchbebten sein Inneres. Kalter Schauer durchlief seine Glieder, und schrecklich war das Gemälde, das auf seinem Angesichte in herzzerreißenden Zügen in dunkeln Gestalten darstellte, was in seiner sturmbewegten Seele in dieser Stunde wilder Verzweiflung und ängstlicher Ungewißheit vorging. Denn wie der zerschmetternde Schlag dem Blitze unverweilt folgt, so folgten jetzt die Gewissensbisse der Gräuelthat. Sich die Haare ausraufen, von der Blutstätte eilen, und unbekümmert um Guß und Glocke sich selbst den Händen der Gerechtigkeit überliefern, war das Werk einer kurzen Frist.

Eilfte Kapitel.

Das Gericht.

Es war am dritten Mai Nachmittags vier Uhr, als Meister Gräth in demselben Anzuge, den er in der Werkstätte zu tragen pflegte, die Straße mit einer Hast durcheilte, die etwas Außergewöhnliches verrieth. Bald versammelte sich eine Menge Neugieriger, welche dieser Vorfall herbeigezogen hatte, auf der langen Straße, welche damals freilich noch nicht gepflastert war, um sich wegen des Geschehenen zu erkundigen. Was muß da vorgefallen sein? rief man von allen Seiten. — Vielleicht ist dem berühmten Meister eine Form gesprungen, oder ein Guß miß=

glückt? flüsterte dort einer dem andern zu. — Gewiß, nichts anders, — schrie schadenfroh Hans Weiß, ein Weber, der Witzige genannt, ein unruhiger und unzufriedener Mann, — er mußte ja die Sturmglocke für den Perlachthurm gießen. Dießmal wird wohl seine so gepriesene Kunst fehlgeschlagen haben. Habe ich's mir nicht gleich gedacht; eine solche Arbeit hätte man dem Meister Mekker auftragen sollen; ich wette, ihm wäre es besser gelungen. Aber weil dieser auf unserer Seite ist, und ihm die jetzige Geschlechter-Regierung auch nicht behagt, und er stets zu uns Webern hält, wird ihm immer Meister Gräth, der gerade und schlichte Mann, wie sie ihn heißen, vorgezogen.

Ihr habt recht, Meister Weiß, entgegnete der Metzger Hanz Erlinger, ein Verwandter und Freund des Jörg Mekker. Nun aber ist es ihm gerade recht geschehen; denn nebst dem Unglück und Schaden wird ihn wohl auch mancher Spott treffen.

Schämet euch, — unterbrach den Schadenfrohen Meister Fritz, der Kistler. — Ueber fremdes Unglück spotten oder gar Freude darüber empfinden und äußern, verräth kein gutes Herz. Man gönne Jedem, was ihn Gott bescheert, und Jeder kehre vor seiner eigenen Thüre, damit es überall rein und sauber sei. daß unsere Obrigkeit die Arbeit dem Meister Gräth übertragen, darüber haben wir nicht abzuurtheilen; diese wird auch ihre Gründe dazu gehabt haben. Ueberhaupt aber wollen wir erst sehen und uns überzeugen, was die Ursache zu diesem Auftritt ist; und alsdann dem Glücklichen unsere Freude, dem Unglück-

lichen aber unser Mitleid, wie er es verdienet, als Menschen zollen. Mit diesen Worten rückte er seine Sammetkappe, wandte sich um und ging in den sogenannten Glockenhof, um das Vorgefallene in Augenschein zu nehmen.

Indeß war Meister Gräth in der Vorstube des Gerichtshauses angekommen, um seine That selbst freiwillig zu bekennen, und von dem bestellten Richter seine wohlverdiente Strafe bald zu empfangen.

Der Criminalrichter war in jener Zeit der Stadtvogt, der im Stadtbuch ausdrücklich des Königs Vogt heißt, und im Namen des Königs vom Land- und Kastenvogt gewählt wurde. Dieser Land- und Kastenvogt nämlich hatte in den frühern Zeiten die Oberaufsicht über die Rechte und Einkünfte der Kammergüter der Provinz, den Landfrieden zu erhalten, die königlichen Befehle zu vollziehen, und im Namen des Königs den Stadtvogt zu wählen. Diese Befugnisse nun gaben ihm, unerachtet er in die inneren Angelegenheiten der Stadt nichts zu reden hatte, gleichwohl einen großen Einfluß. Kaiser Ludwig der Bayer versetzte die Reichslandvogtei im Jahre 1346 an den Bischof, und Karl IV. that später dasselbe. Da aber dieses Verfahren die Stadt entrüstete, so nöthigten die Bürger Karln die Versicherung ab, sie nie mehr zu versetzen. Und von dieser Zeit an erscheinen die Land- und Stadtvogtei als vereinigt. Daher kommt es auch, daß wir in den Rathsbeschlüssen bald die Unterschrift des Landvogts, bald des Stadtvogts finden.

Der Stadtvogt hatte ausgedehnte Rechte sowohl

als Civil- denn als Criminalrichter. In den Zeiten der Kreuzzüge und bis zur Regierung des mächtigen Rudolph von Habsburg, dem Stammvater des jetzt glorreich regierenden österreichischen Kaiserhauses, wurden zu diesem Amte nur meistens Geschlechter aus der Stadt bestellt. Doch in späterer Zeit nahm man von den italienischen Städten den widrig lautenden Grundsatz an, daß der Vogt ein Ausländer sein müsse, und daß, im Falle ein Bürger dazu gewählt werden sollte, dieser vor der Annahme der Stelle mit der Stadtbehörde sich zu berathen hätte, wie die Wahl abzuwenden wäre. — Er und nicht der Burggraf, des Bischofs gesetzlicher Stellvertreter, in Verwaltung der vom Bischof erworbenen Regalien und Rechte, und Vorstand des Stadtgerichts, hatte das Burgrecht zu geben, und den Judenschirm auszuüben. Unter ihm standen die königlichen Dienstmannen, und was man gegen diese in Bürgschaft, Gülte u. s. w. zu klagen hatte, ging an ihn. Ja sogar der Burggraf stand unter ihm, wenn der Fall eintreten sollte, daß der Bischof der Stadt nicht Recht schaffen wollte gegen seinen Burggrafen. Auch der bischöfliche Münzmeister mit seinen Hausgenossen, die Geistlichen, Dienstmänner, Ritter, Knechte und Gäste standen unter ihm, jedoch der Münzmeister mit seinen Hausgenossen nur in Bezug auf Todtschlag und Heimsuche. Von seiner Jurisdiktion oder Gerichtsbarkeit waren aber ausgenommen die in den Höfen der Chorherren, Dienstmannen und Gotteshäuser Sitzenden, wenn sie kein bürgerliches Gewerbe trieben.

Als Civilrichter hielt er die Vogtdinge oder

Vogtgerichte, und zwar jährlich dreimal, nämlich an den Montagen nach St. Walpurgen, St. Michaelis und Lichtmeß. Der Selbweibel kündigte es an. Jedes währte zwei Tage. Den ersten Tag hatte er es in der königlichen Pfalz, wo auch der Reichsmarschall seine Wohnung hatte, zu halten. Wer hier nicht erschien, wurde mit einer Geldstrafe von fünf Schillingen belegt. Den zweiten Tag hielt er es auf dem Ding- oder Rathhaus, und wer sich da säumig finden ließ, wurde gepfändet. Hier richtete er über Alle, die ein eigenes Haus besaßen, und das fünfzehnte Jahr überschritten hatten, und zwar um Gült, Lehen, Eigenthum, das im Burgrecht lag, Gewähr, Leibding, Erbe, über Pflegschaftssachen, Graben, Wege, Stege, Markungs- und Güterstreitigkeiten. Alles, was die Vögte auf dem Lande, die nur zweimal des Jahrs im Mai und Herbst über die Güter der Huber (Eigner einer Hube oder eines Bauernhofes) und Gülte der Bürger zu richten hatten, ging an das Vogtding. Nur in Betreff des nicht vogtbaren Guts konnte die Klage eben sowohl auch an den Burggrafen gebracht werden. Auch konnte der Burggraf, wie der Vogt, wenn in einer Klage auf Austrag durch Schiedsleute erkannt wurde, die Letzteren zu einem Ausspruch zwingen.

In seiner Eigenschaft als Criminalrichter richtete er über Heimsuche (feindliche Ueberfälle in eines andern Haus) Diebstahl, Frevel, leibliche Beschädigung, Todtschlag und Mord. Selbst die auf dem Land sitzenden oder ansäßigen Huber waren ihm in dieser Hinsicht untergeordnet. Auch da, wo er mit

Handels= und Marktpolizei zu thun hatte, und er mit dem Burggrafen in Collision kommen konnte, erscheint er als Criminalrichter. Vor ihm mußte der Münzmeister Klage führen, wenn abgeschätzte Münzen anderswo, als bei ihm eingewechselt wurden. Der Hausgenosse war für falsches Gewicht ihm mit seinem Leib verfallen. Der Unterkäufer, der mit Silber einen Handel trieb, mußte seine Hand bei ihm lösen. Von verschwiegenem Kaufmannsgut, von fremden Hutmachern, die ihre Hüte einzeln verkauften, von Messerschmieden, die ihre Ordnung übertraten, hatte er ein Strafgeld, von den Schustern für das Recht, an jedem, der ihnen etwas entwendete, selbst Recht zu nehmen, ein Banngeld einzuziehen.

Auch war seine Jurisdiktion oder Gerichtsbarkeit, als königlicher Beamter, gegenüber von dem Bischof und dem Burggrafen, als bischöflichen Beamten, möglichst genau abgegränzt. Im bischöflichen Kapitel durfte nur um vier Dinge, als Ehre, Seelgered, Wucher und verfallene Pfänder, gerichtet werden. Der Burggraf hatte zwar falsches Maß und Gewicht zu berichtigen, aber das Richten darüber stand dem Vogt zu. Bedurfte der Bischof und das Domkapitel sammt dem Burggrafen in Betreff ihrer Aufsicht über den Victualien (Lebensmittel=) Handel oder Münze wegen die Sturmglocke, so durfte der Vogt erst auf vorgängiges Erkenntniß des Raths ihm diese gestatten. Den Korn= und Weinschaf hatte der Vogt, den unrechten Mezen der Burggraf zu richten. Ueber Käufe, über unverbürgte Heimsteuer, über Fürfang bis zum Diebstahl-entschied der Burggraf; über Verkäufe, ver=

bürgte Heimsteuer und über den Diebstahl selbst der Vogt.

Zur Vollstreckung der von ihm ausgesprochenen Urtheile hatte er einen Henker. Dieser richtete über Alles, was an den Leib ging. Wie er einen enthauptete oder henkte, oder einen Ketzer auf eine Hürde gebunden, verbrannte, einem die Zähne durchbrannte, die Ohren abschnitt, die Hände abschlug, die Zunge ausriß, so hatte er anzusprechen, was der Delinquent bei seiner Gefangennehmung unter dem Gürtel trug; bei Enthauptungen noch überdieß ein fünf Schilling werthes Schwert, oder das Geld dafür. Dem Vogt gehörte dann des Gerichteten Roß, Harnisch oder Hut; dem Weibel das, was er oberhalb des Gürtels hatte. Der Henker hatte unter anderm ferner die heimatlosen Leute aus der Stadt zu treiben, die Kloake zu reinigen, Nachts bei den Fruchtschrannen das unverkaufte Korn zu bewachen, und beim Mehlverkauf eine gewisse Jurisdiction, von der es aber eine Appellation an den Vogt gab.

Die dem Vogt zugeordneten Diener hießen Weibel. An der Spitze derselben stand der Selbmeister. Einen ehrbaren Mann durfte nur der Selbmeister vorladen. Sie hatten mit den Sitzern, einer Art Gefangenwärtern, für die Gefangenen zu sorgen; von Rechtssprüchen über Eigen, Lehen, Leibding u. s. w. vom Steuereinsammeln, und Diebstählen, die sie entdeckten, ihre gesetzliche Gebühr.

Was aber die Strafgesetze betrifft, so waren diese in jenen Zeiten des freilich rohen Sittenzustandes so strenge, daß uns die Haut schaudert, wenn wir sie nur

hören. So hieß es im speierischen Stadtrecht und fränkischen Landrecht: „Wer den Pflug beraubt, oder dem Bauer etwas zu leide thut, den soll man radebrechen (rädern). — Wer dreier Pfennige werth nimmt, den soll man radebrechen. — Wer Jemand in falschen oder namenlosen Briefen Dinge vorwirft, die an Leib und Ehre gehen, den soll man radebrechen.“ — In Frankfurt stach man Verleumdern die Augen aus. Wer Geld nachmachte, verlor seine Hände; wer aber die Münze auch in geringerem Gehalte nachprägte, wurde in den Reichsstädten auf öffentlichem Markte in Oel gekocht. Viertheilen und mit glühenden Zangen zwicken sind gleichfalls bekannte Strafen des Mittelalters, die leider zur Schande der Menschheit noch in die neuere Zeit herüberreichen.

Prangerstellen, Hängen, Enthaupten, Rädern, die Zähne durchbrennen, Ohren, Zungen abschneiden, Hände und Daumen abschlagen, Augen ausstechen, lebendig begraben — dieß sind auch in Augsburg im Strafcodex des dreizehnten Jahrhunderts angeführten Strafen. Der Dieb wurde gehenkt, der Mörder geradbrecht, der Ketzer mit auf den Rücken gebundenen Händen verbrannt, der Zauberer gerädert.

Das Grausamste und gegen alle menschlichen Gefühle sprechende Verfahren aber bei den Untersuchungen waren die Ordalien und später die Folter, welche letztere noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in unserer Vaterstadt und überhaupt in Deutschland zur Schande und zum Schauder der Menschheit angewendet wurde, und wodurch tausend unschuldige Opfer auf der Schlachtbank des Wahnes

und der falschen Verurtheilung bluteten, ohne daß dadurch die befangene Menschheit zu irgend einem menschlichern und gerechterm Verfahren noch Jahrhunderte lang geführt wurden. Denn höret nur ein Beispiel der Folgen der Tortur aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Ich wollte lieber davon schweigen. Allein ich rede, um euch zu überzeugen, wie menschlich und wie zu rechtfertigen das Verfahren nach unsern Gesetzen sei, wenn auch mancher Schuldige durch hartnäckiges Läugnen und durch Mangel an Beweisen gegen ihn der strafenden Hand der Gerechtigkeit für dießmal entgeht, um ihr später wieder zu verfallen, oder im Nichtfalle dem innern und ewigen Richter nicht zu entgehen.

Meister Veit. Ja, erzählt nur; uns spricht Alles an, was von Augsburg ist, und was an die so oft gepriesene und getadelte Vergangenheit erinnert. Erzählt uns genau über Folter, und zumal erklärt uns, was denn Ordalien waren; diesen Namen habe ich noch gar nicht gehört.

Meister Ulrich. Nun zuerst über die Ordalien, und dann über die Folter. Und damit die Erzählung nicht langeweile, so sollen Beispiele von wirklichen Ereignissen mit eingeflochten werden. Angenehm werden solche Erzählungen freilich das fühlende Gemüth nicht berühren; wohl aber ein belehrender Beitrag zur Geschichte der Vorzeit sein. Darum vernehmt.

Zwölftes Kapitel.

Die Ordalien.

Wollte man in einer peinlichen Anklage die Wahrheit ausmitteln, so herrschte im neunten, zehnten und eilften Jahrhundert ganz allgemein, in den folgenden Jahrhunderten aber nur noch an einzelnen Orten und bei einzelnen Fällen die Sitte in Europa, den Beschuldigten einer Probe zu unterwerfen, die man Ordeal, oder Gottes-Urtheil nannte *). Man setzte bei solchen Urtheilen voraus, daß Gott in dem Erfolge, selbst durch eine wunderbare Veränderung des gewöhnlichen Laufes der Natur die Schuld eines Angeklagten werde offenbar werden lassen. In solchen Fällen mußte die angeklagte Person zuerst ihre Unschuld eidlich bekräftigen, welches man die Eidesprobe, auch kanonische, gesetzliche Reinigung nannte, die auf mehrfache Weise Statt fand. Der Schwörende nahm zum Beispiel eine Hand voll Aehren, die er in die Luft warf, den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld anzurufen. Gewöhnlich aber schwur man auf Reliquien, auf ein Grab, auf den Altar. Der Angeklagte konnte mit sich zugleich zwölf Zeugen schwören lassen, die man Eidhelfer nannte. Bestand aber der Ankläger ungeachtet des geleisteten Reinigungs-Eides auf

*) Ordeal ist zusammengesetzt aus zwei sächsischen Wörtern, Or (groß) und Deal (Gericht, Urtheil).

seiner gemachten Anschuldigung, so verlangte der Ankläger, um seine Angabe zu beweisen, die große oder gemeine Reinigung. Wurde der Zweikampf gefordert, so entschied das richterliche Urtheil, ob die Probe desselben Statt finden solle. Nur wehrhafte Männer wurden zu dieser Probe zugelassen. Die Probe des Zweikampfes war der Denkungsart des ritterlichen Zeitalters so gemäß, daß man sich derselben sogar zur Entscheidung streitiger Fragen bediente, z. B. über ein Eigenthumsrecht, über den dunkeln Sinn eines Gesetzes, in Toledo, der von den Mauren eroberten prächtigen Stadt des jetzt gesunkenen, einst blühenden Spaniens, um den Vorzug des mozarabischen, oder des römischen Ritus zu erfahren.

Die Feuerprobe ward gewöhnlich Weibern und den nicht wehrhaften Männern aufgelegt, doch unterwarfen sich derselben auch Edle und selbst Priester. Der Angeklagte mußte vorher drei Tage fasten, die heil. Messe hören und das Abendmahl empfangen. Alsdann ward er mit Weihwasser besprengt, und trank auch von diesem. Hierauf mußte er entweder ein glühendes Eisen mit bloßen Händen zwei- bis drei Male aufheben; oder barfuß über glühende Pflugscharen, deren gewöhnlich neun in einer Reihe gelegt waren, gehen, oder die Hand in einen glühenden Handschuh stecken. Fand sich nach vollbrachter Probe keine Verletzung, so wurde derselbe freigesprochen.

Zuweilen ward dem Angeklagten auferlegt, durch brennende Holzstösse zu gehen. Man wandte diese Probe auch in dem Falle an, wenn man über die

Grundsätze eines der Ketzerei, dieser wuchernden Seelenpest — angeschuldigten Buches zu urtheilen hatte; wo man dieses Buch auf den lodernden Scheiterhaufen warf. — Bei der Wasserprobe mußte der Angeschuldigte die Hand in ein Gefäß mit siedendem Wasser stecken, um einen darin befindlichen Ring herauszuholen. Leute aus dem geringern Volke mußten sich der Probe des kalten Wassers unterziehen. Man band sie nämlich an Händen und Füßen, und warf sie so in einen Fluß oder Teich. — Sanken sie unter, — was gewöhnlich zu geschehen pflegte, und sich schon aus der Bewegungslosigkeit; dem Nichtgebrauch der Hände und Füße zum Schwimmen ergibt — so waren sie unschuldig; schwammen sie aber oben, so wurden sie für schuldig erklärt.

Die Probe des Abendmahles war besonders unter Geistlichen gebräuchlich, fand aber auch bei Laien Anwendung. Man setzte voraus, daß Gott den Schuldigen gleich nach dem Genusse würde sterben lassen. — Die Probe geweihten Bissens ward bei Leuten, welche des Diebstahls beschuldiget waren, gebraucht. Ein Geistlicher gab ihnen Stücke von Gerstenbrod und Schafkäse, die zuvor geweiht wurden; und der Angeklagte galt für unschuldig, wenn er dieselben ohne Schmerz oder nachtheilige Folgen verschlang. —

Die Kreuzprobe bestand darin, daß die beiden Parteien mit aufgehobenen Armen eine Zeitlang vor einem Kreuze stehen mußten. Wer die Arme zuerst ermüdet sinken ließ, hatte seine Sache verloren. Das Bahrrecht war ein Gottes-Urtheil,

das bei Ermordungen Statt fand. Wer eines Todtschlags angeschuldigt ward, der wurde zur Bahre geführt, auf welcher der Leichnam des Ermordeten lag, und mußte da die Wunden des Verblichenen berühren. Floß bei dieser Berührung Blut aus den Wunden, so ward er für schuldig gehalten.

Diese Gebräuche haben ihren Ursprung unter den Heiden des Nordens: Aberglaube und Betrug begründeten die Meinung, welche man von den Ordalien hatte. Die Päpste, die Statthalter Christi auf Erden, deren wachsames Auge stets die anvertraute Heerde schirmte, haben zu allen Zeiten solche Proben untersagt und verworfen, sobald sie Kenntniß davon erhielten. Alexander II. untersagte diese Proben durch einen feierlichen Beschluß, der annoch vorhanden ist. Als ein Concil von Mainz 847 die Probe des glühenden Eisens gegen Diener, welche man des Diebstahls verdächtigte, befahl, erhob sich Papst Stephan V. mit Nachdruck gegen diese Verordnung in einem Briefe an den Erzbischof von Mainz. Gregor der Große hatte gleichfalls diese Gottes-Urtheile strengstens untersagt. Gelehrte und einsichtsvolle Männer haben in den frühern Zeiten nicht minder gegen solchen Unfug geeifert. So verfaßte Agobard, Erzbischof von Lyon, der im Jahr 840 dieses Zeitliche segnete, und den man den Heiligen zuzählet, ein treffliches Werk gegen die sogenannten Gottes-Urtheile. Er weiset darin nach, daß man dadurch den Himmel versucht, daß sie dem göttlichen Gesetze zuwider sind, und das Gebot der Nächstenliebe aufheben.

An den Orten, wo diese Proben durch einzelne Bischöfe genehmigt wurden, erwies jeweilig Gott wunderbarer Weise seinen Schutz frommen Personen, die sich denselben unterwarfen, zur Belohnung ihrer guten Meinung und Einfalt.

Ich will hierüber nur einige Beispiele anführen, welche mir durch das öftere Lesen der Legende wohl bekannt sind. So ward die heilige Richardis, die Gemahlin Kaisers Karl des Dicken, nach fünf und zwanzigjähriger Vermählung, während welcher Zeit der Kaiser hinlängliche Beweise der festen Treue seiner tugendhaften Gemahlin erhalten hatte, endlich von dem blödsinnig gewordenen Karl des Bruches ehelicher Treue verdächtiget. Der blödsinnige und übel berichtigte Gatte, in dessen dunkelm Herzen der schwarze Verdacht tiefe Wurzel geschlagen hatte, ließ seine tugendhafte Gemahlin vor einer Reichsversammlung zu Kirchheim erscheinen, worin er ihr erklärte, daß, weil er in beständiger Enthaltsamkeit mit ihr gelebt, er nicht umhin könne, nach dem herrschenden Gerichte, das ihre Treue in ein übles Licht stelle, sie zu entlassen. Die Kaiserin, ihrer Unschuld bewußt, rief Gott zum Zeugen an, daß sie die eheliche Treue niemals verletzt habe. Und im tiefen Gefühle der ihr angethanenen Schmach, erbot sie sich nicht nur ihre Unschuld, sondern auch ihre Jungfräulichkeit zu beweisen, sei es durch die Feuerprobe, sei es durch einen Kämpen.*) Nach der Angabe von Königshoven in

---

*) Dieß geschah durch den Zweikampf, in welchem Einer für den Angeklagten in die Schranken trat. Schlug er

seiner Chronik ist sie wirklich mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen gewandelt, angethan mit einem Hemde, das mit Wachs belegt war, und angezündet worden, ohne daß es die Heilige beschädigt hätte, worauf die ganze Versammlung die Unschuld der Heiligen erkannt habe. Karl verstieß sie dennoch, obgleich ihre Unschuld allgemein anerkannt worden; und die verstossene Dulderin zeigte sich groß in ihrem Unglücke, wie es nur die wahre Tugend sein kann. In gleichem Verdacht fiel auch Emma, die Tochter Richards I., Herzogs der Normandie, die zweite Gemahlin des heiligen Eduard, des Bekenners, Königs von England. Emma, als eine zweite Susanna, sollte das Opfer ihrer Ankläger werden. Sie fand wie Jene, kein Mittel, ihre Unschuld zu beweisen. Da nahm sie ihre Zuflucht zu Gott, und voll des Vertrauens erbot sie sich, die sogenannte Ordealprobe zu bestehen. Vor dem hiezu bestimmten Tage brachte sie die Nacht im Gebete zu. Die Stunde der Probe kam. Da wandelte die Unschuldige mit bloßen Füßen und verbundenen Augen über neun glühende Pflugscharen. Dieß geschah in der Kirche zum heil. Swithin zu Winchester. Da sie unverletzt geblieben, dankte sie dem Himmel, der sie so augenscheinlich in Schutz genommen. Der König, von diesem Wunder ganz ergriffen, warf sich seiner Gattin zu Füßen und bat sie um Verzeihung wegen

---

den Gegner, so galt dieß als Zeichen der Unschuld; widrigen Falles ward die Anschuldigung als gegründet erkannt.

seiner allzu großen Leichtgläubigkeit. Emma ward zu ihrem vorigen Ansehen erhoben und starb zu Winchester 1052.

Zum Glücke der Menschheit wurden sie endlich im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ziemlich selten, und hörten zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ganz auf. Zwar findet man bei manchen Völkern außer Europa noch jetzt Gottesurtheile, z. B. die Wasser- und Feuerprobe in Siam. — Doch sehet, der Tag neiget sich zu Ende, und wir haben hier im traulichen Gespräche länger verweilt, als wir uns anfangs vorgenommen. Lasset uns also aufbrechen, damit wir in unsern Wohnungen eintreffen, ehe die Nacht ihren schwarzen Mantel über die Erde ziehet. Zu Hause will ich dann in meiner Erzählung fortfahren.

Wir alle stimmten bei, und verließen heiter, wie wir gekommen waren, die von grünenden Aesten beschattete Holzbank, nachdem wir uns mit einem Glase frischen Bieres und wohlschmeckender Butter gelabt hatten. Auf dem Heimwege erbot ich mich, einen kleinen Beitrag zu der Geschichte der Gottesurtheile zu erzählen, wenn es meine Begleiter etwa nicht langweilen, oder die fortgesetzte Aufmerksamkeit sie zu sehr in Anspruch nehmen dürfte. Doch mein Anerbieten kam erwünscht, zumal da es eine deutsche Volkssage, und dazu aus nicht zu alter Zeit war; und ich hoffe, daß auch die verehrten Leser dieser Schrift es mir verzeihen werden, wenn ich diese Sage, sonst wohl Wenigern bekannt, hier zur Unterhaltung ein-

schalte. Sie folge also, wie ich selbe erzählt habe. Ihre Aufschrift heißt:

Die Todeswürfel in der königlichen Kunstkammer zu Berlin.

In dieser Hauptstadt des preußischen Königstaates lebte vor etwa hundert drei und fünfzig Jahren ein wackerer und wohlhabender Waffenschmiedmeister. Sein Name war Kaspar Ehrlich. Seine gute Gattin war schon vor sieben Jahren gestorben, und sein gutgezogenes Kind, der sanften Mutter Ebenbild, führte ihm fleißig sein Hauswesen. Zwei junge Menschen warben um der Tochter Hand. Sie hießen der Eine Rudolph und der Andere Heinrich, und waren Beide Leibtrabanten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen. Der Tochter Wahl fiel auf Heinrich, weil ihr sein sanftes, gelassenes Betragen mehr empfahl, als Rudolphen sein hitziges und auffahrerisches Benehmen, obschon Letzterer bei dem Kurfürsten in gar großer Gnade stand, weil er ihm einst auf der Jagd das Leben gerettet hatte.

Sobald der hitzige Rudolph die Wahl der Gewünschten erfuhr, bediente er sich aller möglichen Unterschleife, ja verschmähte selbst die schwärzesten Verleumdungen nicht, um das in Aussicht stehende Glück des bald am Traualtare zu verbindenden Paares zu stören. Doch die Bosheit ward bald enthüllet, und ihm gedroht, im Wiederholungsfalle sein Betragen dem Gerichte anzuzeigen. Von Rache glühend entschloß er sich nun zum Gräßlichsten. »Jetzt oder nie! Morgen ist's zu spät!« knirschte er in sich hinein, zog ein langes Messer hervor, und eilte, die

schwarze That zu vollbringen. Es war Abend. Ehrlichs Tochter pflegte um diese Stunde Wasser zu holen. Dieß wußte Rudolph. In dem Augenblicke, als die unschuldige Jungfrau mit den gefüllten Wasserkannen zurückging nach dem Hause ihres besorgten Vaters, und eben auf der Thürschwelle die schweren Kannen weggesetzt hatte, um einige Minuten auszuruhen, stürzte der Verworfene auf die Arglose zu, faßte sie an der Kehle und stieß ihr kaltblütig das Messer in die Brust. Sogleich sank sie entseelt über die Kanne hin. Rudolph, froh der tückisch vollbrachten Mordthat, ergriff, von Niemanden gesehen, die Flucht.

Der alte Meister Ehrlich hörte, wie seine Tochter über die Kannen fiel. Er eilte besorgt heraus aus der Stube und rief: „Was fehlt dir, mein Kind? Stehe doch auf!“ Aber Rosalia, — so hieß die Tochter — hörte nicht mehr die Stimme des Vaters, dessen Ruf sie immer so bereitwillig gefolgt war. Der erschrockene Vater hob sie auf, um sie als ohnmächtig ins Zimmer zu tragen. Er fand sie — welches Entsetzen! — starr und kalt. Sie ward ermordet! — Das Jammergeschrei und das Weheklagen des kinderlosen, unglücklichen Mannes rief alsbald die Nachbarn herbei. Diese gaben alle geradezu dahin ihren Verdacht ab, daß kein Anderer, als die beiden Trabanten des Kurfürsten, diese gräßliche Mordthat vollbracht haben könnte. Nur blieb ungewiß, welcher von Beiden?

Noch in derselben Nacht wurden Beide als des des Mordes verdächtig gefänglich eingezogen und ge-

richtlich verhört. Doch Beide betheuerten ihre Unschuld aufs feierlichste. Des andern Tages in aller Frühe wurde dem Kurfürsten der Mord und der entscheidungslose Erfolg des Verhöres der Verdächtigen berichtet. Sein Befehl lautete dahin, daß die beiden Leibtrabanten zu Rosaliens Leiche geführt werden sollten, um zu sehen, ob etwa Einen das Gewissen rühren und der traurige Anblick des ermordeten Mädchens zum Geständniß der That bewegen würde. Der Befehl ward sogleich vollzogen. Rosalia lag in ihrem weißen Sterbekleide auf einem niedrigen Lager, und händeringend und thränenvergießend stand ihr armer alter Vater darneben, den stieren Blick, das zährenfeuchte Auge auf die Leiche der Tochter, noch vor Kurzem der Stütze seines Alters, geheftet. Alle Umstehenden weinten beim Anblick dieser Scene. Nur Rudolph, der abscheuliche Mörder, trat kalt und trotzig an die Leiche und zuckte, nur scheinbar mitleidig, die Achseln, als ob er weder von Rosalia, noch ihrer Ermordung etwas wüßte. Heinrich hingegen benahm sich ganz anders. Weinend stürzte er auf die Leiche und küßte ihr die Hand. Seine Kniee wankten, sein Gesicht überzog Bläße; und sein ganzes, von tiefem Schmerz geleitetes Benehmen verrieth einen trauernden Bemitleider der Unglücklichen. Doch für seine Unschuld entschied es nicht. Rudolph's Gleichgültigkeit konnte ein Zeichen seines verstockten Herzens, aber vielleicht auch seiner Unschuld, und Heinrichs Betrübniß konnte auch Heuchelei sein. Dieses Alles überlegten die Richter wohl und reiflich, und berichteten dem Kurfürsten, daß noch nichts zu entscheiden wäre.

Hierüber ward nun der Kurfürst unwillig und befahl, daß man das Gottesgericht zwischen den beiden Verhafteten sollte entscheiden lassen. Und der sonst so große Fürst wählte eine Probe, von welcher man bisher noch nicht gehört, die nirgends zur Auffindung der Wahrheit angewendet worden, und um so weniger gerecht und angemessen schien in einer Zeit, wo die Ordalien abgeschafft waren, durch welche viele Unglückliche durch dieses verkehrte Vertrauen auf die göttliche Einwirkung unschuldig mögen hingerichtet worden sein. Der Kurfürst befahl, daß die beiden verhafteten Trabanten um den Tod würfeln sollten; welcher von ihnen das Meiste werfen würde, sollte als unschuldig erkannt und sogleich seiner Haft entlassen, der andere aber des andern Tages auf der Richtstätte zum Schrecken der Frevler erschossen werden.

Noch am nämlichen Tage wurden alle Vorkehrungen zum verhängnißvollen Würfelspiel getroffen. In langer Front standen die sämmtlichen Trabanten des Kurfürsten um den Urtheilsplatz, in dessen Mitte eine Trommel stand. Auf ihr lagen die beiden Todeswürfel. Daneben stand ein Geistlicher, und nicht fern davon ein Sarg, als Zeichen, daß hier über Leben und Tod gerichtet werden sollte. Der Kurfürst erschien bald, umgeben von seinen Räthen und Hauptleuten. Nach einer kurzen Pause, indeß ihn alle Umstehenden ehrfurchtsvoll begrüßt hatten, stieg er vom Pferde. Alles war voll gespanntester Erwartung. Da befahl er, die beiden Gefangenen vorzuführen. Die Schergen brachten sie. Heinrich kam mit zu Boden

gesenkten Augen und wankenden Füßen, und drückte dem alten Meister Ehrlich, welcher sich zu dem Gefolge des Kurfürsten gesellt hatte, die Hand, benetzte sie mit Thränen der Unschuld und Wehmuth, und stöhnte aus tiefbeklommener Brust: „Lieber Vater, zürnet mir nicht! Ich bin unschuldig an dem Blute Eurer Tochter!“

Rudolph schritt kalt und trotzig, — er, der Schuldige seine Schuld verstellend und seines Gewissens höhnend — zur Trommel. Der anwesende Geistliche sprach ihm noch ermahnend, warnend, bekehrend an das verstockte Herz: es blieb kalt, und frevelnd sprach er die argen Worte: „Mag Gott entscheiden, den ich zum Zeugen meiner Unschuld anrufe; da liegen die Würfel.“ — Mit diesen Worten griff er hastig nach denselben. Todtenstille herrschte unter den vielen tausend Menschen, welchen den Urtheilsplatz umstanden; nur die Herzen hörte man laut pochen vor banger Erwartung. Heinrich faßte Rudolphen noch einmal bei der Hand und sprach: „Rudolph, um unserer alten Freundschaft willen beschwöre ich Dich; wenn Du den Mord verübt hast, so gestehe es und versuche Gott nicht; er möchte den Frevel plötzlich bestrafen, wie die Mörderin im Kloster Haindorf!“ Er redete dieses mit sanfter, herzlicher Stimme. Allein der wilde Rudolph stieß ihn von sich und rief: „Laß mich Heuchler, winselnde Kreatur!“ — Er warf, und — zweimal sechs! rief mit lauter Stimme der Herold.

Alle Anwesenden, welche bisher mit dem tiefbewegten, traurigen Heinrich Mitleid gehabt hatten,

fingen jetzt an, an seiner Unschuld zu zweifeln, und ihn als Mörder, als Heuchler zu bezeichnen. „Gott hat entschieden,“ hörte man von allen Seiten; „die verstellte Unschuld ist entlarvt; zwölf ist ein unübertrefflicher Wurf.“

Heinrich selbst bebte beim Anblicke der geworfenen Zahl, und stierte weinend die daliegende Würfel an. Nicht daß er sterben sollte, schmerzte ihn so sehr, sondern daß ihn nun Meister Ehrlich und mit diesem die ganze Stadt für einen verworfenen Mörder halten würde. Verzweifelnd nahm er die Würfel; hob seine Augen zum Himmel, zum Vater der Gerechtigkeit und Allmacht, und betete aus unschuldiger, pochender Brust: „Herr, der du mein Herz kennest, hilf mir!“ und muthig, als ob er der göttlichen Hülfe gewiß wäre, warf er die Würfel auf die Trommel. Da rief der Herold: „Dreizehn!“

Ihr werdet Euch gewiß wundern, wie Heinrich mit zwei Würfeln dreizehn werfen konnte? — Die Sache verhält sich also. Der eine Würfel war an dem Messingrande der Trommel zersprungen, so daß der ganze Würfel eine Sechs, und der zersprungene auf der einen Hälfte eine Sechs, auf der andern eine Eins zeigte.

Nun erschallte es aus Aller Mund: »Gott hat gerichtet: ein Wunder hat die Unschuld gerettet.“ Alle, welche noch vor wenigen Minuten den unschuldigen weinenden Heinrich einen Heuchler nannten, ihn des verübten Mordes bezüchtigten; dagegen den trotzigen Rudolph wegen seines glücklichen Wurfes, den nur der Zufall gab, von dem Morde frei sprachen,

erhoben jetzt — ein Beweis der Unbeständigkeit und des Wankelmuthes des Volkes — den durch den glücklichern, vielleicht auch nur durch blinden Zufall, möglich aber durch Gottes Fügung, weil Heinrich doch zu Gott, dem Retter der Unschuld, seine Zuflucht nahm, herbeigeführten Wurf siegenden Heinrich bis zu den Wolken, und priesen Gott, daß er die leidende Unschuld auf eine so wunderbare Weise an den Tag gebracht hatte. Der kinderlose, alte Meister Ehrlich nahm ihn an Sohnes Statt in sein Haus auf, und Heinrich versorgte pflegend den Mann, der in wenig Jahren seiner gemordeten Tochter ins Grab nachfolgte.

Rudolph gestand nun seine That; allein der Kurfürst verwandelte mildernd die Todesstrafe in lebenslängliche Gefängnißstrafe, zum Lohne, daß ihm Rudolph einst auf der Jagd das Leben gerettet hatte. Allein der Bösewicht genoß seines Lebens nicht mehr lange. Sein Gewissen folterte ihn Tag und Nacht, und der nagende Wurm der Schuld weckte es jeden Augenblick, wenn es sich in Schlummer wiegen wollte. Rudolph verfiel bald in eine Schwermuth, und in einer bösen Stunde erdrosselte er sich, ein Scheusal der Menschheit, unbemitleidet, ohne Trost der Menschen und der Religion, um dort drüben vor dem ewigen, unbestechlichen Richter zu erscheinen.

Ich schwieg. Nach einigen Augenblicken stillen Nachdenkens sprach aber die aufmerksame Maria: „Sie haben so eben der Mörderin von Haindorf erinnert; darf man die Geschichte davon nicht erfahren,

oder ist der ausführlichere Verlauf derselben unbekannt?“ — Nein, antwortete ich; unbekannt ist die Geschichte nicht; aber ich will durch schauerliche Ereignisse Euer Ohr nicht ferner betrüben. Doch weil wir nahe dem Stadtthore sind, so soll diese Geschichte gleichsam ein Lückenbüßer sein; und Meister Ulrich wird zur Vergeltung heute noch die Geschichte der Folter erzählen. Ich fuhr somit fort:

In einem reizenden, eine schöne Aussicht darbietenden Thale Böhmens liegt das Kloster Haindorf, in der Nähe der Stadt Friedland, welche mit ihrem Bergschlosse zum Bunzlauer Kreise gehört. In der Klosterkirche steht ein Altar, auf ihm ein Marienbild, wohin viele fromme Wallfahrter gewallet, Mariens, der Gottesmutter Fürbitte nicht umsonst angeflehet, und im Verlaufe der Zeit mehrere Wunder erlebt haben. Eines dieser Wunder ist in der Sage in folgender Gestalt der Nachwelt überliefert worden.

In der Gegend von Haindorf lebte vor ungefähr vierhundert Jahren ein junger Wildschütz mit seiner Schwester Apolline in einem einsamen Hause des Waldes. Kein Unfriede störte die Eintracht der beiden Geschwister, bis in spätern Zeiten der Bruder sich der Verehelichung seiner Schwester mit dem Köhler Wippold widersetzte. Denn der Wildschütze Wolf ward ihm gram, weil er sein unerlaubtes Wildbrätschießen oft getadelt hatte. Oefters deutete Apolline im Gespräche mit Wippold darauf hin, daß sie ihren Bruder wohl für immer beschwichtigen wollte, wenn Wippold nichts dagegen hätte; und da der

arglose Köhler sich dessen zufrieden gab, so faßte das gewissenlose Mädchen den teuflischen Plan, ihren Bruder zu vergiften. Nach wenigen Tagen kam Wolf um Mitternacht von der Jagd nach Hause. Die Schwester hatte ihm eine Suppe bereitet, welche der Hungrige, nichts Böses ahnend, gierig aß; aber ehe der Morgen im Osten graute, und die Strahlen der aufgehenden Sonne durch das Dickicht der Bäume drangen, war der Bruder ein Opfer der Verrätherin, die den Leichnam unter einer hohen Fichte tief unter der Erde vergrub, und aussprengte, ihr Bruder müsse im Walde umgekommen oder von Jägern erschossen worden sein, denn er wäre vom letzten Streifzuge nicht wiedergekehrt.

Nun stand ihrer Verehelichung mit Wippold nichts mehr entgegen. Nur der Bräutigam argwöhnte aus dem Betragen Apollinens, daß sie ihren Bruder vergiftet habe. Einige Tage vor der Trauung warf er ihr geradezu vor, daß sie ihren Bruder gemordet. —

Das ging Apollinen durch Mark und Bein: sie zitterte wie ein Laub beim Rauschen des Windes, und konnte vor Schreck nicht sprechen Wippold blickte ihr mit scharf treffenden Augen ins scheue Antlitz, und rief nach kurzer Besinnung: „Gehe Giftmischerin, du kannst mein Weib nicht sein!“ Und mit diesen Worten wollte er die Mörderin auf immer verlassen. Doch die Ruchlose faßte, ermannte sich, hielt den Verlobten am Saume des Kleides und rief: „Wippold, du guter Wippold, höre deine Apolline! So wahr Gott lebt, bin ich unschuldig! Mögen

mir die Locken, mögen die Haarflechten meinen Schläfen am Traualtare ausfallen, wenn ich an meines Bruders Tod nur die geringste Schuld habe!“ So frech frevelte die Giftmischerin.

Der erstaunte, betroffene Köhler hörte schaudernd den gräßlichen Schwur. — Lange stand er tief sinnend und nachdenkend vor der Erwählten. Endlich siegte in seinem Innern die falsche Ueberzeugung von der Unschuld Apollinens. Er faßte ihre Rechte und bat sie um Verzeihung. Am folgenden Tage war die Trauung. Im festlichen Gewande, mit schön geströhlten Locken und schwarzen glänzenden Haarflechten ging die Mörderin am Arme des Bräutigams zur Klosterkirche nach Haindorf, uneingedenk des gräßlichen Schwures. Festen Schrittes trat sie vor den Altar hin. Aber als sie das Marienbild erblickte, da schlug sie, laut aufschreiend, die Hände vor die Augen und stürzte bewußtlos auf die Stufen des Altares nieder. Ihre schwarzen Locken, ihre Haarflechten waren den Schläfen entfallen.

Wippold stand da vor Schrecken kalt und starr wie der Marmorstein am Altare. Der Priester fragte ihn endlich, was das zu bedeuten habe. Der Gefragte seufzte mit zerknirschtem Herzen: Sie hat den Bruder vergiftet, und einen gräßlichen Meineid geschworen!

Auf diese Aussage hin trugen zwei Klosterdiener die Ohnmächtige hinaus, und nach drei Tagen wurde sie lebendig verbrennt; ihre schwarzen Haarflechten aber wurden neben dem Marienbilde aufgehängt, zum Zeichen der wunderthätigen Kraft desselben, wo sie

noch vor sechzig Jahren mein Oheim gesehen hat. — Hiemit schloß ich die schauerlichen Volkssagen, und betrat mit meinen Begleitern die Thürschwelle des Meisters Ulrich, welcher nach Verlauf einer halben Stunde, in der wir ausgeruhet, in seiner Erzählung weiter fuhr.

Dreizehntes Kapitel.

Die Folter.

Das Eifern des jedesmaligen sichtbaren Oberhauptes der katholischen Kirche, des Statthalters Jesu Christi auf Erden, gegen die durch Wahn und Aberglauben im Heidenthume entstandenen und mit den Völkern bei ihrer Bekehrung zum Christenthum zugleich auch in dieses herübergebrachten Ordalien, und das kräftige Auftreten gelehrter Männer jener finstern Zeiten hatte diese Gottes-Urtheile allmählig verdrängt. Dagegen aber nahm die Criminaljustiz am Ende des 15. Jahrhunderts und noch später einen Geist an, der in der Geschichte der Menschheit zum traurigsten Beweise diente, welch tiefen Verderbens die menschliche Natur fähig ist, wenn einmal eine allgemeine Gedankenlosigkeit die Führerin derselben geworden ist. Es fehlte zwar nicht an ernsthaft und richtig denkenden Männern; auch war während der immerwährenden Kriegen, wo unaufhörlich über das Mein und Dein gestritten wurde, die Staatsrechtslehre überhaupt das wichtigste Studium auf Universitäten ge-

worden. Allein es fehlte den eifrig und ernsthaft zu Werke gehenden Männern am Grundgeschmack der Wissenschaften, an jener Literatur, ohne welche jede Wissenschaft ein Körper ohne Kopf verbleibt.

Manches schöne deutsche Land lieferte das buntscheckigste Bild des Mitleidens, Abscheues und Schreckens in jenen finstern Zeiten! Die Städte wimmelten von Gassenbettlern und Verhexten, und die Landstraßen von Vaganten, verabschiedeten Soldaten, sogenannten Zauberern und Landstreichern. Es war eine traurige Zeit; auf allen Stegen und Wegen sah man Tafeln, worauf die Geschichten von Ausgeraubten und Ermordeten vorgestellt waren, und auf jedem Scheidewege stand eine größere Polizeitafel, mit der Glutpfanne, dem Schwerte, Galgen und Rade. Die Heerstraßen und Wälder, in deren Tiefen und Schluchten von Zeit zu Zeit berüchtigte Banden von Räubern saßen, waren mit ausgesteckten menschlichen Rumpfen angefüllt; und dennoch nahmen die rohen, verwilderten Sitten und öffentlichen Missethaten in einem Grade zu, der Schauder und Entsetzen erregte, statt daß sie durch die schrecklichsten Strafbeispiele abgenommen hätten.

In Augsburg war in den ältern Zeiten derselbe grausenerregende Anblick. Denn wenn der Lustwandler die Mauern der Stadt verließ, um sich in der freien Natur zu erquicken, aber auf dem Spaziergange an der Wertachbrücke vorüberkam, wo die Aussicht ins Freie sich öffnete, da grinzten ihm schon von weitem die Galgen voll gehenkter und geradbrechter Menschen — und auf Pfählen Köpfe mit langen

Bärten entgegen. Man ersann Marterwerkzeuge für das ungewisse Verbrechen, um das Geständniß zu erzwingen. In ältern Zeiten konnte daher der Scharfrichter nach Willkühr den Gefangenen foltern, wie und wann er wollte. In späterer Zeit mußte zur Anwendung der Tortur jedesmal eine magistratische Bewilligung vorliegen, welche jedoch bald erholt war, man durfte ja nur die Anzeige machen, daß der Verhaftete verstockten Sinnes sei und nicht freiwillig bekennen wolle.

Nun begannen die sogenannten peinlichen Fragen. Dabei wußte man bei jedem Gliederzuge eine Antwort aus dem Inquisiten zu erzwingen. Doch durch den beständigen Gebrauch der Folter versanken die Gemüther des gemeinen Volkes in einen Abgrund von Empfindungslosigkeit und thierischer Niederträchtigkeit. Ueberdieß gab es von Natur starke Menschen, die sich aus den Martern nichts machten. Nach geendigtem peinlichem Verhöre, wenn der Gemarterte schwach und kraftlos seiner Bande entledigt wurde, reichte ihm der Scharfrichter einen Becher mit Wein gefüllt zur Labung dar, und führte ihn hierauf in sein voriges Gefängniß zurück.

Wenn nun der Delinquent Alles eingestanden hatte, und die Richter mit ihren Verhören fertig waren, so wurden die Akten mit ausführlicher Relation und Gutachten der Rathsconsulenten auf die Stadtkanzlei gebracht, wo sie für die Votanten zur Einsicht und Ueberlegung bereit standen.

Bei und nach Ankündigung des Todes-Urtheiles war in frühern Zeiten allen Menschen ohne Unterschied

des Standes der Zutritt zu dem armen Sünder gestattet. Späterhin aber erschien die weise Verordnung, Ausnahme hierin zu machen, in welcher Verordnung Folgendes vorkommt: „Weder bei Ankündigung des Rechtstages, noch Abführung eines armen Sünders aus der Eisen zur Anhörung seines Urtheils, noch auch immer solchen Zwischenzeit soll Jemanden, der nicht entweder Amtshalber zu dem armen Sünder gehörte, oder auf eigenes des armen Sünders Begehren, zu diesem verlangt wird, den Zutritt in die Eisen zu verstatten, und deßhalb die erforderliche Besetzung der zu solchen armen Sünder gehenden Thüren mit gehöriger schärfster Ordre zu veranstalten.“

In ältern wie in neuern Zeiten war es herkömmliche Sitte, den armen Sünder in den drei letzten Lebenstagen Alles, was er für sich und für diejenigen, die bei ihm waren, verlangte, zu verabreichen, es mochte noch so kostspielig oder ungewöhnlich oder schwer herbeizuschaffen sein: ja man hielt es sogar für Sünde, dem Bittenden etwas abzuschlagen! — So verlangte einst ein solcher armer Sünder einen Teller voll Zungen von Karnarienvögeln, und ein anderer Lerchenzungen u. s. w. Es steht aber sehr in Zweifel, ob dergleichen seltsamen und unverschämten Gelüsten und Forderungen Genüge geleistet wurde, oder nur immer werden konnte. Außerdem herrschte auch der unschickliche Gebrauch, daß bei einem jeweiligen armen Sünder Schmausereien in der Malefizstube gehalten wurden, wobei gewöhnlich der größte Unfug begangen worden ist. Doch auch hierin wurde später eine vorsorgliche Abänderung getroffen, wie

man aus Nachstehendem ersiehet: »Nicht weniger von wegen besserer Verpflegung und Atzung (Speisung) eines armen Sünders innerhalb seiner Bußzeit mit Gott — es dahin zu verordnen, daß einem solchen armen Sünder an Speise und Trank all dasjenige, und aber ein Mehreres keineswegs verschafft werde, als was derselbe für sich allein verlangt, und zu seiner hinreichenden letzten Erlabung und Stärkung inner solchen Tagen hinreichend sein mag und kann.«

Man kann sich wohl vorstellen, wie manchem zum Tode verurtheilten Menschen, den noch einiges Gefühl für's Sittliche belebte, hiebei mag zu Muthe gewesen sein, wenn er in seinen Umgebungen die frechste, zügelloseste Aufführung gewahren mußte, und leider oft, anstatt zu dem wichtigen Gange, zum Grabe, durch fromme Belehrungen und Tröstungen gestärkt und vorbereitet zu werden, gar oft mit Absicht der Frevler davon abgehalten wurde. Gewiß aber mochte manchem armen Sünder der Tag seiner Hinrichtung, der ihn von allen Schmerzen der erlittenen Martern befreite, nur ein willkommener Bote seiner Ruhe sein, so daß ihm der Tod eher eine Wohlthat als eine Strafe deuchte.

Freilich aber galt dieses nicht bei Allen. Denn Mancher, welcher auf der Folter von den heftigsten Schmerzen überwältiget Verbrechen bekannte, die er entweder gar nie begangen, oder doch wenigstens nicht in dem hohen Grade verübt hatte, daß er mit dem Tod bestraft zu werden verdiente, wurde als schuldloses Opfer zur schaudervollen Richtstätte geführt. Ein solcher Unglücklicher ging natürlich nicht mit so frohem

Herzen dem kalten Tode entgegen. Und zudem war es ein quälender Anblick zu sehen und zu hören, wie viele Menschen, welche schon oft einem Blutgerichte beigewohnt hatten, bei der Hinausführung eines zum Tode verurtheilten Verbrechers oder Unschuldigen die verschiedensten, lieblosesten Urtheile ohne alle Rücksicht aussprachen! — Da waren bei einem solchen Unglücklichen die tiefliegenden Augen, die Todesblässe der Wangen, die Verwüstung menschlicher Züge, wovon oft nur die lange Gefangenschaft in düstern Kerkern oder die ausgestandenen Martern Schuld waren, — gemeiniglich die falschen Zeugen gegen den vermeinten Verbrecher, während unter den Zuschauern des Blutgerichts oft die eigentlichen Verbrecher oder größere Missethäter ungestraft und frei, gar manchmal den Stachel des bittern Hohnes ausschießend, umhergingen.

Wohl ihm, wenn nur eine Thräne des Mitleids für den unschuldig Geopferten vergossen wurde! Und wer kann, wer will es läugnen, daß es nicht auch selbst im grauesten Alterthume tief fühlende Seelen gab, welche bei dem traurigen Ende eines ihrer unglücklichen Mitbrüder eine stille Thräne weinten, und die Seele des Hingerichteten im frommen Gebete Gott empfahlen?

Doch gewiß den tiefesten und zerreißensten Eindruck, aber auch eine unaussprechliche Freude machte es, wenn bei einem Verurtheilten dessen Unschuld bekannt und offenbar wurde, da er bereits als Opfer des falschen Geständnisses, nur durch die Qual der Folter erpreßt, fallen sollte. Hierüber vernehmet ein

Beispiel aus dem vorigen Jahrhunderte, welches gewiß auch einen Anlaß zur Abschaffung der gegen alle Vernunft und alles Recht eingeführten Tortur gegeben hat. *)

Bei diesen Worten holte Meister Ulrich ein Büchlein aus dem kleinen Holschranke in der Wand, und las uns also vor: »In Z., der fürstlichen Residenz, wurde vor einiger Zeit ein Mensch in Verhaft genommen, der wichtiger Diebstähle wegen des Stranges würdig war, und in der Folge auch dazu verurtheilt wurde. Dieser Mann gab drei Bürger der Stadt als Theilhaber seiner Räubereien an. Man verhaftete sie, und ihr Prozeß wurde eingeleitet. In dem ersten sowohl, als in allen folgenden Verhören bestanden sie fest auf ihrer Unschuld. Zeugen gegen sie waren keine — außer der Verbrecher selbst — da.

Ihre Sache wurde einem jungen Advokaten zur Vertheidigung übertragen; einem Manne, der so ganz von dem Troß der gewöhnlichen Gerechtigkeitskrämer verschieden war, daß er keine beglückendere Beschäftigung kannte, als dem sein Recht erkämpfen zu helfen, auf dessen Seite es war. Ihn schreckte weder Drohung ab, diesem Grundsatze getreu zu bleiben, noch veranlaßte ihn versprochene Belohnung, Kabale, heimlich ihm zugesicherte Beförderung, und was man sonst wohl anwendet, um dem Unrecht die Larve der Gerechtigkeit vorzukleben, gewissenhaft in seinem Dienste zu Werke zu gehen. Die Sache der Unschuld in sei-

---

*) In Augsburg wurde im Jahre 1791 zum letzten Male die Tortur angewendet. — Spät genug! —

nen Schutz nehmen, war seine Lieblingsarbeit; und galt es gar das Leben eines Menschen, der seiner Vertheidigung anvertraut war, und den er nach seiner innern Ueberzeugung für unschuldig hielt, da kam keine Ruhe in sein Gemüth, kein Schlaf in seinen Augen, bis er ihn gerettet hatte. Er war, mit einem Worte, uneigennützig, unbestechlich, und nie dahin zu vermögen, die Führung eines Prozesses zu übernehmen, den er nach der ersten Untersuchung für ungerecht hielt. Daher war man auch schon gewohnt, Den gewinnen zu sehen, dessen Sache dieser junge, rechtliche Mann über sich genommen hatte, wenn es ihm gleichwohl oft schwer genug, ja zuweilen auch unmöglich gemacht wurde.

Man wird gerne glauben, daß er bei dieser Denkart nicht reich werden konnte. Er arbeitete immer auf Vergleiche hin; und da er gewöhnlich der Sachwalter des Aermern war, so bestand seine Belohnung in — — — Segenswünschen und dem beseligenden Bewußtsein einer neuen guten That.

Dieß also war der Sachwalter der drei angeklagten Bürger. Die von dem eingefangenen Dieb ihnen aufgebürdeten Verbrechen waren schwer; und konnte ihre Unschuld nicht erwiesen werden, so war der Strang ihr Loos; denn es trafen Umstände bei der Angabe ein, die sie allerdings sehr verdächtig machten. —

Man sah und fand den jungen Mann nirgends mehr, als in seiner Studierstube, oder unter den Gefangenen, um ja Alles ganz genau zu erforschen. Ja, er legte ihnen selbst solche verfängliche Fragen vor, daß es beinahe unmöglich war, sich nicht zu verrathen,

sobald sie schuldig waren. Ihre Aussagen stimmten aber immer überein. Seelenruhe lag in ihrem Auge, und kein Zug solcher Verbrechen, deren man sie geziehen hatte, war auf ihren Gesichtern zu finden. Doch sie konnten ja abgefeimt und bewandert in der Kunst sein, die Mitmenschen zu täuschen! — Dieß bewies also nichts.

Der Advokat aber hielt sie für unschuldig. Seine Vertheidigungsschriften waren vortrefflich, herzergreifend. Man hörte oder las sie nicht, ohne überzeugt zu werden, daß er die Unschuld in Schutz genommen hatte. Man erkannte ihnen endlich die Tortur zu. Der Fürst wollte es.

So weit, glaubte der Advokat, würde es nicht kommen. Er erschrack über die Maßen, als man ihn diesen vorläufigen Spruch mittheilte. Voll Gewicht waren seine Einwendungen, feurig die Beredsamkeit, mit der er das Täuschende eines solchen unmenschlichen Verfahrens zeigte. — Es blieb dabei. Sie wurden alle drei auf die Folter gespannt. Zwei hielten die Qual unter Betheurung ihrer Unschuld standhaft aus. Der Dritte, von etwas zartem Körperbau, unterlag dem Schmerz und schrie: »Ich bin schuldig, laßt mich sterben!« —

Dieß war genug, auch die beiden Andern mit gesteigerten Qualen noch einmal auf die Folter zu spannen. Nun wollten auch diese lieber sterben, als die gesteigerten, furchtbaren Qualen noch länger ertragen. Sie bekannten sich schuldig! Doch nahmen sie, hatte man sie wieder von der Folter erlediget, ihr Wort wieder zurück und betheuerten aufs heiligste ihre Unschuld.

Nun suchte man auch ihren Angeber auf demselben Wege zum Geständniß der Wahrheit zu bringen. Er ertrug alle Schmerzen, und bekannte sie immer für schuldig. Bei diesen fortdauernden Widersprüchen und bei den bestimmten Aussagen des Mitgefangenen konnten die Richter nicht gut anders handeln; sie erkannten selbe für schuldig. Das Urtheil wurde gesprochen und fiel dahin aus, daß alle Viere gehenkt werden sollten, jeder einen Tag später; der Hauptverbrecher aber sollte zusehen. So wollte und unterschrieb es der Fürst.

Man denke sich die Lage des jungen Advokaten, der von nichts mehr, als von der Unschuld der angeklagten und nun verurtheilten Bürger überzeugt war. Laut schrie er über Ungerechtigkeit. Aber dieß half nichts, als daß es ihm strenge Verweise zuzog.

Er geht mit dem Urtheil in der Hand zu dem Fürsten, fällt ihm zu Füßen und bittet um Gnade für die Verurtheilten. Der Fürst spricht von Beispiel zur Warnung geben, und schlägt ihm seine Bitte ab. Der junge Mann weint bitterlich, und will nicht eher aufstehen, bis er das fürstliche Herz erweicht hat. — Keine Gnade! Der Advokat geht fort. —

Die Verurtheilten sehen ihrem Todestag ruhig und mit Ergebung in den göttlichen Willen entgegen. Sie hatten Weiber und Kinder. Diese verzweifelten. Der Advokat auch. Er bewegt Himmel und Erde. Vergeblich!

Der Tag, da der Erste sollte hingerichtet werden, erscheint. Man trifft alle Anstalten. Der Advokat eilt von neuem zu dem Fürsten. Er war ausgeritten.

Wohin? Er erfährt's, eilt ihm nach, erreicht ihn und bittet um Gotteswillen, den Verurtheilten Gnade zu schenken. Der Fürst besteht auf der Vollstreckung des Urtheils. Der Advokat lauft immer neben ihm her, hält sich an seinen Rock und meint, er müsse das selige Wort „Gnade“ aus seinem Munde hören. Umsonst! Der Fürst reitet schneller, hat keine Gnade, — denn er hält die Verurtheilten für verstockte Verbrecher — und läßt den Advokaten athemlos zurück.

O Gott, ist denn Alles verloren? Keine Gerechtigkeit, keine Gnade? — so spricht der gebeugte junge Mann und läßt sich einige Augenblicke auf einen Stein an der Straße nieder, um Luft zu schöpfen. Er sinnt auf neue Rettungsmittel, und verliert alle Hoffnung; der Landesherr war ja nicht zu bewegen. — Endlich bricht er auf, sucht sich zu fassen, und geht mit erkünstelter Ruhe in das Gefängniß, wo er Den, der an diesem Tage sterben sollte, selbst vorbereiten half. Der Unglückliche war gefaßt; die Todesstunde schlug, und man führte ihn auf den Richtplatz. Der Advokat begleitete ihn, sprach mit dem Geistlichen ihm Muth ein, und nahm unter wiederholten Umarmungen Abschied von ihm. Du stirbst unschuldig, armer Mann? — fragte er ihn nochmals unter unzähligen Thränen. — Gott der Barmherzige weiß es, ich sterbe unschuldig — war die Antwort, und ein Blick zum Himmel hinauf besiegelte diese Aussage. Man vollzog das Urtheil. Der Advokat wurde durch und durch erschüttert. Er wankte nach Haus und legte sich krank darnieder.

Den andern Tag sollte der Zweite hingerichtet

werden. Der kranke Mann rafft sich auf, findet noch einmal Gelegenheit, vor den allgemein als gerecht und leutselig, aber als streng anerkannten Fürsten zu kommen. Er fällt ihm abermal zu Füßen, bittet um Gnade, ja wagt es, ihn an seinen Richter jenseit des Grabes zu erinnern. Der Fürst ist unerbittlich, und der Advokat fällt in Ohnmacht, aus der er nur mit Mühe sich erholte. Er wurde sichtbar kränker; dessenungeachtet aber begleitete er auch den Zweiten zum Tode, und nahm Abschied von ihm, wie vom Ersten.

Bei seiner Nachhausekunft legte er sich nieder. Fieberschauer nöthigte ihn dazu. Gleichwohl diktirte er seinem Schreiber eine ungemein rührende Bittschrift in die Feder, worin er den Fürsten noch einmal beschwor, wenigstens des dritten unschuldigen Opfers zu schonen. Wir wollen aus seiner Bittschrift folgende beherzigungswerthe Stelle ausheben.

„Euer Durchlaucht," — sagt er unter andern — „wage ich es, die schreckliche Wahrheit ans Herz zu legen, daß der Mensch nicht sterben kann, den der Gewissensbiß auf seinem Sterbbette quält, er sei Ursache an der Hinrichtung eines Unschuldigen. An der Pforte der Ewigkeit schwindet aller Tand, und hier ist es, wo sich der Fürst, geschah es auch in seinem ganzen Leben nie, als einen schwachen Menschen erblickt, und nicht selten das heiße Verlangen zeigt: Hätte ich doch mein Leben in unbemerkter Dürftigkeit hingebracht, dann könnte ich jetzt mit Heiterkeit meiner Auflösung entgegen sehen!"

„O daß Sie meiner dringenden Bitte Gehör schenken, und wenigstens den Vorwurf sich ersparen möch-

ten, in drei Tagen drei schuldlose Menschen geopfert zu haben! Die Rettung dieses einzigen verschafft Ihnen vielleicht Vergebung für den Mord der zwei andern unglücklichen Schlachtopfer. Haben Sie Erbarmen, gnädigster Herr, und bereiten Sie sich keine so schauderhafte Ewigkeit!«

»Gerechtigkeit ist eine große Fürstenpflicht. Hier heischt sie Gnade, und es ist nichts beseligender, als am Rande des Grabes sich sagen zu können: »Ich habe aus Furcht, die Unschuld zu tödten, das Verbrechen begnadiget,« als von dem schauderhaften Argwohn geängstiget zu werden: »Du hast einen schuldlosen Menschen zum Tode verdammt.« Unser beider Richter über den Sternen aber weiß es, daß diese drei beklagenswerthe Geschöpfe unschuldig sind! Gnade mein Fürst, und Gott wird einst auch Gnade für Sie haben!«

Mit dieser Bittschrift lief die Gattin des Unglücklichen, der am morgigen Tage sollte hingerichtet werden in die Stadt, wo der Fürst seinen Sitz hatte. Ihre sechs armen Kinder begleiteten die Mutter. Mit Tagesanbruch kam sie vor dem Schlosse an und verlangte vor den Fürsten. Was sich leicht vermuthen ließ, geschah. Von der Schildwache wurde sie für wahnsinnig gehalten und ihr der Eingang verweigert. Ein mitleidiges Kammermädchen sagte ihr darauf ganz leise, die Frau Fürstin befände sich so eben im Schloßgarten, dessen Thüre nur angelehnt wäre. Sogleich eilte die Unglückliche mit ihren Kindern dahin und bat die Fürstin um Gnade. Das Unglück machte sie beredt; sie betheuerte die Unschuld ihres Gatten so

hoch und theuer, bat und beschwur so eindringend, daß die edle Fürstin schon halb überredet war. Als aber nun in einem Augenblicke sechs unerzogene Kinder vor ihr auf den Knieen lagen und „Gnade! Gnade!“ riefen: da konnte sie nicht länger ihre eigenen Thränen verbergen; sondern sie winkte den Bittenden freundlich zu, und begab sich auf der Stelle zu ihrem Gemahl, um selbst für das Leben des armen Unglücklichen zu bitten. Anfangs wollte der Fürst nicht einwilligen; endlich aber, nachdem er auch die Bittschrift des Advokaten gelesen, gab er doch den Bitten Gehör und sprach das schöne Wort „Gnade“ aus.

Aber vielleicht war es schon zu spät; vielleicht war der Unschuldige schon hingerichtet! Darum befahl die Fürstin, das schnellste Pferd aus dem Stalle zu ziehen, und durch den beßten Reiter dem Verurtheilten Pardon zu überbringen. Ein Diener, der am beßten reiten konnte, flog darauf nach dem Richtplatze hin, und hielt, damit man das Zeichen der Gnade schon von weitem sehen könnte, ein weißes Tuch auf einer Stange in die Höhe.

Schon war der Zug auf der Richtstätte angekommen; schon hatte der fromme Priester, der auch die beiden andern Verurtheilten zum Tode geleitet hatte, das dritte Opfer zum nahe bevorstehenden Tode vorbereitet; schon wankte der Unschuldige die Leiter hinauf, schon wollte ihm der Henker den Strick um den Hals legen; schon beweinten ihn viele Zuschauer, die ihn für unschuldig hielten, wie einen geliebten Todten; als man nach der Stadt zu etwas Weißes flattern sah, das immer näher kam.

Jetzt war der Reiter so nahe, daß die, welche von dem Galgen am entferntesten standen, ihn hören konnten. Er schrie also so laut er es nur vermochte: „Pardon!"

„Pardon!" schrieen darauf die entfernteren Zuschauer, und »Pardon!« schrie der ganze Haufen, »der unschuldige Mann hat Pardon!« So allgemein war die Freude über die gerettete Unschuld.

Der Verurtheilte, welcher schon in Todesangst schwebte, vernahm anfangs das Rufen gar nicht. Da es aber immer lauter wurde, und er vernahm, daß er gerettet sei, da verwandelte sich seine Angst plötzlich in Wonne und Entzücken. Jetzt drängte sich seine Frau mit ihren Kindern durch den dichten Haufen, fiel ihrem Manne um den Hals, und die Kinder klammerten sich von allen Seiten um ihn, und weinten und jauchzten: „Ach, du guter Mann! Du gutes, liebes Väterchen, was hast du ausstehen müssen; aber es ist doch gut, daß du noch bei uns bleibest!«

Dem Manne wollte die große Freude das Herz zersprengen; er konnte zuerst kein Wort erwiedern. Endlich machten sich seine Empfindungen durch einen Thränenstrom Luft, und er sprach: »Das hat der liebe Gott gethan!" —

Der würdige Geistliche erhob sich darauf, winkte den Zuschauern mit der Hand, kniete nieder und sprach ein so rührendes Dankgebet, daß unter der großen Menge der Anwesenden kein Auge trocken blieb.

Indeß stand der Bösewicht, der die drei Bürger als seine Mitschuldige angegeben hatte, bleich wie der Tod und zitternd am ganzen Leibe da. „Ja," rief er

aus, „es ist ein Gott! es ist eine Vorsehung!“ — Wehe mir Elenden!

Dieses Betragen mußte den Umstehenden um so mehr auffallen, da der verstockte Bösewicht bis jetzt weder an Gott, noch an Ewigkeit geglaubt hatte. In seiner Gefangenschaft, wo ihn ein Priester ermahnen, trösten und zur Reue und Buße bringen wollte, hatte er sich jedesmal unanständig betragen. Als die Richter über ihn den Stab brachen, lachte er geradeweg, und selbst auf dem Wege nach der Richtstätte zeigte er nicht die geringste Spur von Reue; vielmehr trieb er seinen Muthwillen mit dem begleitenden Volke und spottete über die unglücklichen Bürger. Eben so betrug sich der Bösewicht selbst auf der Stätte, wo morgen er, und heute das dritte Opfer seiner Rache sterben sollte. Mit einem teuflischen Lächeln sah er den Wankenden und Zitternden die Leiter hinaufsteigen, und sandte ihm noch einige Spottreden nach. Als aber das Geschrei ertönte: »Pardon! Pardon!« — da fuhr ihm ein kalter Schauder durch den ganzen Körper, und er brach in die oben angeführten Worte aus.

Dieses Betragen eines Erzbösewichts mußte natürlich auffallen, und man fragte ihn um die Bedeutung jener Worte. Da antwortete er:

»Sie sind alle drei unschuldig. Mein unversöhnlicher Haß gegen sie flößte mir eine solche Rache ein. Ich habe Gott versuchen wollen. Alles, was ich von ihnen ausgesagt habe, sind die schändlichsten Lügen, welche ich ersann, um meine Rache zu sättigen, und um zu prüfen, ob es einen Gott und eine Vorsehung

gebe. Nun aber erkenne ich, daß es einen Gott gibt. Darum führet mich zurück, daß ich in mich gehe und mich bekehre, ehe ich sterbe.«

Die ganze Menge der anwesenden Zuschauer erstarrte. Man hörte einige Momente keinen Laut. Der Fürst vernahm mit Entsetzen dieses Ereigniß; doch zu spät. Die zwei unschuldigen Opfer konnten nicht mehr zurückgegeben werden; und der dritte Unschuldige starb nach wenigen Wochen in Folge der Leiden nnd des Schreckens.

So weit der Berichterstatter von dieser schauerlichen Begebenheit, sagte Meister Ulrich. — Ich aber überlasse es meinen gefühlvollen Lesern, Anmerkungen über diesen Vorfall zu machen. Ich erzählte ihn nicht gerne; aber er fand hier seinen Platz. Ich fahre nun mit der Erzählung des Meisters Ulrich fort, der also den Faden der lange abgebrochenen Geschichte des Meisters Gräth wieder auffaßte, und für heute das letzte Schicksal — und das Ende dieses Mannes also schilderte:

Vierzehntes Kapitel.

Meister Gräths Ende.

Als der Richter den Glockengießer erblickte, wie er so traurig weinte, redete er ihn also an: »Um Gotteswillen, was ist Euch? Ihr weint? Ist der Guß mißlungen? Traurig schüttelte der Glockengießer den Kopf, und antwortete: Nicht das, lieber Herr, der

Guß ist wohl gerathen, aber — die Thränen schoßen heftiger aus seinen Augen — mein Lehrling hat ihn mit dem Leben bezahlt, und ich will's auch! Hierauf fuhr er in seinem Geständnisse fort: Mein Ruhm war es, stets ohne fremde Beihülfe meine Arbeiten zu vollenden. Alle Vorkehrungen zum Gusse hatte ich getroffen. Meiner Sache gewiß, durfte ich an einer glücklichen Vollendung nicht verzweifeln. Form und Metall waren mangellos, und nur ein ungünstiger Vorfall hätte eintreffen müssen, um das schöne Werk in seiner Vollendung zu stören. Mit dem freudigen Gedanken, den Erwartungen, die man von mir macht, zu entsprechen, und das große Vertrauen, das man in mich setzet, zu rechtfertigen, verließ ich die Werkstätte, um im Vorgefühl des glücklichen Gusses bei einem Glas Bier mich zu laben; denn die Hitze des Ofens hatte mir Durst verursacht. Freilich that ich mir dabei etwas zu gut, und nahm mehr starkes Getränke zu mir, als sich mit des Mannes nüchterm Zustande verträgt. Und so war dieser Fehler die erste Ursache zum Verbrechen. Eine längere Zeit, als ich mir auszubleiben vorgenommen hatte, war verstrichen, und unaufhaltsam eilte ich nun mit einigen gleichfalls betrunkenen Zechbrüdern in meine Wohnung zurück, um jetzt, wo nicht zu spät, dem schäumenden Metall den Fluß in die Form zu öffnen, damit das Werk den Meister lobe.

Aber wie erschrack ich, als ich beim Eintritt in die Werkstätte den Guß vollendet sah! Zorn, daß der Lehrjunge gegen meinen Willen und mein Verbot gehandelt, deßgleichen eitle Furcht, der Guß könnte

mißlungen sein, bemächtigte sich meiner. Dazu kam noch der Umstand, daß ich befürchtete, den Ruhm des etwa glücklichen Gusses mit dem Lehrjungen theilen zu müssen, weil dieser den Zapfen losschlug, eine Ehre, welche nur mir als Meister allein gebührt.

Leidenschaft also und schnöde Furcht vor zeitlicher, eingebildeter Schande haben mich im wilden Jähzorne hingerissen, den Lehrjungen zu züchtigen. — Leider verblutete er unter den harten Streichen. Ich stehe vor Euch, meine Strafe zu empfangen, und mein Verbrechen mit meinem Blute zu sühnen.

Mit Entsetzen hörte der Richter den traurigen Vorfall; gerne hätte er den wackern Glockengießer freigesprochen von aller Schuld; aber dem Gesetze mußte Genüge geschehen. Das Todesurtheil ward nach wenigen Tagen über den Selbstankläger gefällt, und der Tag der Hinrichtung ward auf den 2. Juni festgesetzt. Bis dahin ward der Verurtheilte in einen ehrenvollen Gewahrsam geführt, wo ihn die Geistlichen der Stadt, seine Nachbarn und Freunde oft besuchten, und in herzlichen Thränen ihr tiefgefühltes Mitleid ihm kundgaben.

Der bestimmte Tag der Hinrichtung erschien. Da wurde auf dem sogenannten Fischmarkt, dem gewöhnlichen Richtplatze der damaligen Zeit, wie ers noch im 17. Jahrhunderte war, das Blutgerüste aufgeschlagen, auf welchem der Mörder den gerechten Lohn seiner That erhalten sollte. Mit dem Glockenschlag neun Uhr war schon der ganze Platz von einer zahllosen Menge neugieriger Zuschauer umgeben. Aus allen Theilen der Stadt waren Jung und Alt zusammen-

geströmt, und auch aus der Umgegend hatte sich eine große Anzahl versammelt.

Da erschien endlich der Verurtheilte, angethan mit dem einfachen grauen Oberrocke, wie ihn der zur Hinrichtung Bestimmte zu tragen pflegte. Zu seiner Linken und Rechten gingen zwei Diener der strafenden Gerechtigkeit. Es war für die Zuschauer kein angenehmer Anblick; sondern wehemüthiges Grauen durchbebte manche Brust bei Erinnerung an die That. Dort sah man einen stieren Blick, hier ein thränenbenetztes Auge; dort hörte man Worte des Mitleids und des Bedauerns, hier das laute Jammergeschre der Verwandten, daß der unglückliche, bisher so unbescholtene Mann auf eine so schmähliche Weise sterben müsse. Alle aber waren tief ergriffen, da er mit zerknirschtem Herzen und wahrer, aufrichtiger Reue das Bild des gekreuzigten Erlösers mit beiden Händen festhielt, wiederholt an seine schlagende Brust drückte, und öfter, in einen Thränenstrom zerfließend, aufseufzte: Mein Heiland, mein Gott, sei mir armen Sünder gnädig!

In der nämlichen Haltung bestieg er das Blutgerüste. Auf demselben angelangt, blickte er nach der umstehenden Menge, bat Alle um Verzeihung, und ermahnte sie mit herzergreifenden Worten, den letzten in seinem Leben, an ihm ein warnendes Beispiel zu nehmen, sich ja durch keine Leidenschaft hinreißen zu lassen; sondern im Vertrauen auf Gottes Beistand jede Arbeit mit Gebet anzufangen und zu vollenden.

Hierauf ließ er sich auf den bereiteten Stuhl nieder, das Bild des Gekreuzigten noch immer fest

an die Brust drückend, und empfing mit verbundenen Augen den Todesstreich. So starb Meister Gräth, ohne den Klang der Glocke mehr zu hören, welche ihn auf das Blutgerüste gebracht hatte. Der kühle Schoos der Erde nahm seine irdische Hülle auf; seine unsterbliche Seele aber flog hinüber zum Vater der Barmherzigkeit, der Güte und Gerechtigkeit, wo der reumüthige Sünder Verzeihung und liebevolle Erbarmung gefunden.

Dieses ist das traurige Ende, dieses die Geschichte des unglücklichen Glockengießers. Dieses sei für heute auch der Beschluß der Erzählung. Das Schicksal der Sturmglocke bilde einen neuen Abschnitt der Geschichte. Wollet Ihr mich morgen Abends um sechs Uhr besuchen, so sollet Ihr dieses erfahren, und als letzten Beitrag dieser Begebenheit aufnehmen. Es schlug auf dem Kirchthurm zehn Uhr. Wir dankten gerührt, und mit der Bitte und dem Versprechen zu erzählen und zu kommen, schieden wir von dem wackern Meister Ulrich, und eilten jeder in seine Behausung zurück, indeß der Vollmond am Sternenhimmel flimmerte.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Sturmglocke.

Der Abend, welcher zur Vollendung der Geschichte bestimmt war, rückte zur größten Freude bald heran. Noch ehe die festgesetzte Stunde schlug, waren wir

schon bei Meister Ulrich auf den bisher eingenommenen Plätzen, und dieser hob nach einigen gegenseitigen Begrüßungen also an.

Zur selben Zeit, wie Meister Gräth, lebte in unserer lieben Vaterstadt Augsburg Jörg (Georg) Mekker, welcher gleichfalls als Glockengießer rühmlich bekannt war. Er war aus Stockholm gebürtig und verehelicht mit Anna Münch, der Tochter eines wackern und wohlhabenden augsburgischen Bürgers. Meister Mekker erhielt also von dem hohen Rathe den Auftrag, die gegossene Glocke des bereits auf dem Blutgerüste gestorbenen Mitmeisters genau zu untersuchen und zu prüfen, ob und wie der Guß gelungen sei. Meister Mekker fand und bezeugte, daß der Guß der Glocke gleich schön und vollkommen gelungen sei.

Der hohe Rath befahl nun, die Glocke an den Ort ihrer Bestimmung, auf den Perlachthurm, zu bringen, damit sie von da ihren Schall weit über die Stadt ertönen lasse. Der Zweck dieser Glocke war, daß sie bei jedesmaliger Annäherung eines Feindes geläutet wurde, um dadurch alle bewaffneten Bürger zur Gegenwehr aufzufordern. Oft ertönte ihr lauter Schall in jener fedevollen Zeit, wo Augsburg von Osten und Westen her angefallen wurde, wovon ich nachher einige Beispiele anführen werde. Aber fürchterlich und Grauen erregend für jeden Gutgesinnten war ihr Getön am 22. Oktober 1368. Die Veranlassung dazu war folgende.

Schon mit dem Jahre 1348, dem allgemein unheilschwangern Jahre, begannen die geheimen Zusam

menkünfte der Zünfte und Handwerker. Die St. Jakobskirche war der Versammlungsplatz. So gab es schon damals Jakobiner! — Der Rath verbot diese Zusammenkünfte unter Androhung zehnjähriger Stadtverweisung. Allein dadurch wurde das Uebel nur unheilbarer; das Feuer glimmte unter der Asche fort. Der Sonnabend des 21. Okt. 1568 war endlich der verhängnißvolle Tag, an dem der lang verhaltene Sturm losbrach. Mit einbrechendem Abend versammelten sich die Zünfte auf dem Perlachplatz mit vierundzwanzig Fähnlein und besetzten die Thore der Stadt. Der erwachende Tag fand die Aufrührer in Masse auf genanntem Platze versammelt. Bei dem Auflauf dieser wilden, lärmenden Haufen, die mit stürmischem Getöse die Straßen durchrannten, kamen die beiden Stadtpfleger, Heinrich Hörwart und Konrad Bitschlin, mit den in größter Eile entbotenen sämmtlichen Rathsgliedern, indem sie einen feindlichen Heerzug gegen die Stadt befürchteten, auf dem Rathhause zusammen, dessen Zugänge vom Pöbel sogleich besetzt wurden. Bei diesem Ereignisse ahnte der Rath nichts Gutes, was sich auch alsbald bestätigte, als sechs Rebellen in voller Bewaffnung durch die gesprengten Thüren in das Rathszimmer traten. Es waren die sogenannten Bevollmächtigten des Volkes, die dessen Forderungen dem versammelten Rathe vortragen sollten. Die Namen dieser sechs Bevollmächtigten sind: Hans Wessisprunner, ein Kaufmann, — Hans Weiß, ein Weber, der Witzige genannt, — Jos. Stitzenbach, ein Bäcker, — Heinrich Witzig oder Weiß, ein Kürschner, — Hans

Erlinger, ein Metzger, und Sieghart Schreiber, ein Bierbräuer. Hans Weiß, der Weber, führte das Wort, und sagte unter andern: „Wir waren schon längst Willens und entschlossen, uns des ungerechter Weise uns aufgelegten Joches zu entledigen. Obschon uns dieses früher fehlschlug, so begreifen wir doch nicht, warum wir als Bürger der Gemeinde nicht eben sowohl Antheil an der Regierung der Stadt haben dürfen, wie die Schild- und Helmfähigen. Die Zeit ist gekommen, wo unser gerechtes Verlangen erfüllt und unser Zweck erreicht werden muß. Möge der Rath gutwillig die Regierung niederlegen, die Schlüssel zu den Thoren, zu der Sturmglocke, zum Rathhause und zur Schatzkammer sogleich herbeischaffen, und uns, nebst dem Stadtbuch und Stadtsiegel, übergeben. Wird diesem entsprochen, so hat Keiner von den Rathsherren etwas Widriges zu befürchten; im entgegengesetzten Fall aber werden wir zeigen, daß wir nicht umsonst die Waffen ergriffen haben.“

Vergeblich waren die kräftigsten und auf die wichtigsten Gründe gestützten Vorstellungen des ersten Organs des Raths, des bescheidenen Stadtpflegers Hörwart. Die Gemüther der empörten Zünftler, die keineswegs Klagen über schlechten Haushalt, Partheilichkeit, herrisches Verfahren der Geschlechter vorbrachten noch vorbringen konnten, befanden sich in der größten Spannung, und der ausgetretene Strom konnte ohne gewaltsame Mittel nicht wieder in seine Ufer zurückgedrängt werden. Die erhitzten Leute bestanden einmal auf ihrem gestellten Begehren eines

rein volksthümlichen Verwaltungssystems. Denn sie priesen einmal die Herrlichkeit des Zunftregiments in andern Städten, wie in Constanz, Basel, Straßburg, Speier, Worms und Mainz; lauter Städte, hinter denen die Augsburger nicht zurückbleiben wollten.

In dieser so schwierigen und gefahrvollen Lage entschloß sich der weise Rath, um Gewaltthätigkeit und unnützes Blutvergießen zu verhüten, nachzugeben. Wohl mochte es die vorsichtigen Männer tief ergriffen und schwer geschmerzt haben, hier die Aufruhr, diese Völkerpest, den Keim zur Nachahmung, zur Wurzelschlagung etwa für die Zukunft legen zu sehen, was aber doch Gottes Vorsorge und der Augsburger angeborne Ordnungsliebe und Anhänglichkeit an ihre Vorgesetzten und Obern glücklich abgewendet worden, und gewiß nicht in fernsten Zeiten eintreten wird, zumal bei der Gerechtigkeit ihres hohen Herrscherhauses, unter Dessen mildem Zepter Augustas Glanz sich entfaltet, und Dem Augustas Gegenwart und Zukunft verdienter Weise den gerechten Tribut der Dankbarkeit und Liebe zollen muß und zollen wird.

Dieser Aufruhr, beim wahren Lichte betrachtet, war nur ein ephemerer Erguß der blinden Thorheit jener sturmbewegten Zeit, in welcher bei den Stürmen der Natur jede Achtung und Ehrerbietung mit Füßen getreten wurde, welche man der von Gott und Fürsten gesetzten Obrigkeit, kraft ihres hohen Berufes, schuldig ist. Da ward auch die Sturmglocke geläutet, deren Guß den wackern Meister Gräth aufs Blutgerüste gebracht, und deren verhängnißvoller Schall heute der so lange mit Ruhm und zur Wohlfahrt

Augsburgs bestandenen Verfassung und Verwaltung auf lange zum Grabe geläutet.

Nun erhob sich auf den Trümmern des gestürzten Verwaltungs-Gebäudes eine einstweilige Regierung, aus dem bisherigen Rathspersonale und einem Ausschuß von zwölf Personen aus der Gemeinde bestehend, welche sofort auf dem Perlachplatze vor den bewaffneten Bürgern den Eid ablegte, den Zunftstand und die Zunftregierung hundert Jahre und einen Tag aufrecht zu erhalten. Die Aufrührer zogen sich alsdann Nachmittags in ihre Wohnungen zurück. Den Abend beschlossen Gastmahle und Trinkgelage und andere Lustbarkeiten.

Nach Verlauf von drei Monaten waren die Gemüther ruhig geworden. Jetzt wurde zur Ausübung der neuen Herrschaft die Bürgerschaft zuerst in achtzehn, und dann, als die Geschlechtgewandter sich unter die Loderer begaben, in siebenzehn besondere Zünfte eingetheilt. Diese waren Großhändler, Krämer (unter ihnen auch die Buchhändler, Spezereihändler, Säckler und Handschuhmacher, Kartenmacher und alle diejenigen, die offene Gewerbe und Buden hatten), Höcker oder Hucker (unter ihnen die Obstner, Kräutler, Gärtner und Seiler), Salzverfertiger, Leinweber, Tuchmacher oder Loderer (unter ihnen die Geschlechtgewandter, und die Seiden-, Schön- und Leinenfärber), Kürschner Schlächter oder Metzger, Bäcker (unter ihnen die Müller), Bierbräuer (unter ihnen die Weinwirthe), Fischer (unter ihnen die Floßer und Schiffer), Gerber oder Lederer (unter ihnen die Weißgerber und Pergamenter), Schuhmacher, Schneider (unter ihnen die Sticker und

Tuchscheerer), Schmiede (unter ihnen die Schlosser, Huf=, Zirkel= und Waffen=Schmiede, Glocken= und Stückgießer, Sporer, Uhrmacher, Kupferschmiede, Ziungießer, Glasmaler, Glaser und Sattler), Zimmerleute (unter ihnen die Tischler, Bildhauer, Maurer und Töpfer), Böttcher oder Schäffler (unter ihnen die Drechsler, Wagner, und jene, welche hölzerne Gefäße verfertigten).

Diese Zünfte erhielten Zunftmeister und Zwölfer, Wappen und Zeichen in ihren Fahnen. Auch die Geschlechter wurden eingeladen oder vielmehr aufgefordert, in die Zünfte einzutreten. Allein nur Wenige folgten diesem Aufruf, darunter die Dachs, Drechsel, Lauginger u. s. w. Die meisten Geschlechter widersetzten sich solcher Anmassung und behaupteten stolz ihren althergebrachten Stand. Die Namen dieser 51 Geschlechter sind: Stolzhirsch, Langenmantel vom Sparren, Langenmantel vom doppelten R, Riederer, Bitschlin, Vetter (genannt Minner), Onsorg, Luitbold (genannt Hangenohr), Goßenbrodt, Vögelin, Gollenhofer, Portner, Bachen, Luitfrid, Rehlingen, Welser, Hörwart, Ilsung, Hoien, Hofmair, Conzelmann, Schongauer, Venden, Rappold, Hurlocher, Dillinger, Pfettner, Fideler, Lang, Ravensburger, Holl, Goldochs, Winkler, Völkwin, Korz, Keil, Briol, Bamwolf (Panwolf), Schroter, Harnaußer (Hurnaus), Breuning, Breischuh, Cranz, Glaner, Halbherr, Morenkopf, Mühleisen, Heiliggräber, Zollraier, Eulenthaler, und Tornauer oder Dorner — Geschlechter, welche seit frühen Zeiten in Augsburg hochgeachtet waren, und mit rühmlicher Kraft und Festigkeit in die Ge=

schichte ihrer Zeit eingriffen, dabei dem Gemeinwesen manchen weisen Gesetzgeber und Verwalter gegeben, auf den Schauplatz des Kampfes für Gott und Vaterland aber manchen Tapfern gestellt haben.

Am Tage des heil. Nikolaus ward die neue Regierungsform öffentlich eingesetzt. Hans Vögelin, einer der Geschlechter, und Hans Wessisprunner, ein Kaufmann und Zünftler, wurden zu den ersten Bürgermeistern gewählt. In dieser Hände legte sowohl der kleine und große Rath, als die gesammte Bürgerschaft sogleich unter dem Geläute der Sturmglocke den Bürgereid nieder.

Dieser neuen Zunftverfassung aber folgten bald politische Stürme und Befehdungen der Stadt, in welchen die Sturmglocke noch oft ertönte, bis sie zu einem andern Zwecke bestimmt wurde.

So fielen im Jahre 1357, während Augsburgs Tapfern gegen die Grafen Wolf und Wilhelm von Eberstein ausgezogen waren, Wilhelm von Ochsenburg und die Ritter von Villenbach mit ihren Knechten unerwartet in die Stephans-Vorstadt ein und brannten sie nieder. Dießmal konnte die Bürgerschaft durch den Ruf der Sturmglocke nicht schnell genug versammelt werden: das Feuer der Rache loderte bereits in wilder Wuth ringsum in allen Gebäuden; denn die Augsburger hatten im Jahre 1351 mit Hülfe von 24 ober- und niederschwäbischen Städten das gefährliche und berüchtigte Raubschloß Villenbach zerstört, welches leider bald wieder erbaut und schon im Jahre 1408 eine Zeit lang das schreckliche Gefängniß der Els-

beth Rehlingen wurde. Die Geschichte ist kurz folgende.

Der Ritter Marquard von Schellenberg war verlobt mit der jungen, reichen und schönen Wittwe des Heinrich von Rehlingen, mit dem sie in ihrem zwanzigsten Lebensjahre sich vermählt hatte. Allein die frohe Hoffnung, glücklich in ehelicher Freude und häuslichem Glücke ihre Tage zu durchleben, ward durch die eiserne Hand des Unglücks plötzlich gestört und vernichtet. Die Vermählungsfeier ward auf den neunzehnten November, als das Namensfest der holden Braut, festgesetzt. Sie sollte im Schlosse des Bräutigams, auf der Burg Seifriedsberg, welches jetzt dem Fürsten von Wallerstein gehört und auf einer schönen Hügel-Anhöhe im Zusamthale eine freie Aussicht gewährt, hinüber dem Flecken Zemmetshausen und mehrerer Ortschaften, gefeiert werden. Schon befanden sich die frohen Brautleute unter Begleitung von siebenzig Personen auf dem Wege dahin.

Elsbeth saß auf einem von Marquard ihr zum Geschenke gemachten Schimmel; ihr zur Seite ritt in leichter Kleidung ihr Bräutigam. Unterwegs hielten sie in Gessertshausen an, um die Pferde zu füttern. Indeß gingen Marquard und Elsbeth in die dortige Kirche, um zu beten und Gottes Segen für ihre Zukunft zu erflehen. Doch ehe noch des Priesters Segen die Verlobten zu Mann und Weib machte, sank der Bräutigam in des Todes kalte Arme. Der Ritter Hans von Villenbach, in dessen Innerm Groll gegen Elsbeth, die seine Hand verschmähet, kochte, überfiel mit hundert Landsbergischen

Reitern den sorglosen Zug bei Ustersbach, rannte sein Schwert dem Bräutigam und dessen Bruder Hermann durch die Brust, schleppte die Uebrigen gefangen nach Landsberg, und brachte Elsbeth nach der grausigen Veste Villenbach, welche schon in der ersten Hälfte des folgenden Jahres dem Erdboden gleich gemacht, Frau Elsbeth aber befreit wurde, und später ihrem Befreier Hans von Königsegg ihre Hand reichte. Das Schreiben, welches Hans von Königsegg über den glücklichen Erfolg seiner Sendung an den Rath zu Augsburg übermachte, ist noch vorhanden, und lautet wie folgt:

»Fürsichtige, ersame (ehrsame) weise Herren und Freunde, meinen Dienst zuvor!

Item, ihr sollt wizzen (wissen), daz ein Ersamer Rath zu Augsburg mich Hanns von Königseck Ritter, bestellt bin, zu einen Obristen gegen Konzen von Villenbach, daz ich dem Rath getreu dienen sollt, und daz Volkh anzuführen, die Veste Villenberg zu zerbrechen, umb der Straß- und Raubswillen, darumb, daß Ritter Konz von Villenbach den Marquard von Schellenberg, Ritter, der der Stadt Freünd war, angegriffen und böslich erschlagen und seine Braut und all ihr Gut räublich genommen und hinweggeführt hat. So sollet ir wissen, daz ich mit dem Volkh bin auszogen in aller Still und ankommen vor der Veste, eh wir seind verkundschaftet worden, und uns dervor gelagert. Da hab ich Botschaft thun lassen dem Ritter Konzen, ob noch Glimpf fruchten und Güte möchte von ihm angenommen werden,

weil mir fast bang war umb Frau Elsbeth, daß er ir Leid anthun möcht. Da schickt ich hinein in daz Schloß Steffen von Hangenor und Jörgen den Remer*), die Hauptleut, und ließ ihm wizzen, daz, wo er daz Schloß räumen und Frau Elsbeth herausgeben wollt, ihm an Leib und Gütern kein Leid geschehen sollt. So ließ er mir darauf wizzen, daz er es nit thun wollt und antwortete trotzig, daz ihm lieber all sein Gut zu Grunde gehe, eh er Frau Elsbeth herausgeb, und sollt nit geschehen, so lange er Konz heißen wird, und welt sich wehren. Da ich nun dez hört, da ordnet ich Anschlag, des Schloß zu stürmen, und ließ Leitern zurichten, auf die Mauern zu steigen. Da fiel Ritter Konz aus gegen mich, ich aber schlug ihn zurück, und verlor er dabei viel Volkhs. Hernach ließ ich Sturm laufen und mußt nochmal weichen, weil Ritter Konz gar grimmiglich sich zur Wehr setzte. So ließ ich den Morgen darauf zum drittenmale zum Sturm gebiethen, und frischte die Leut an und versprach ihnen großen Lohn und Dank. Da hielten sie sich wohl und erstiegen die Mauern, und sprengten das Thor auf und drangen hinein und gewannen die Burg. Und hat das Stürmen lang gewähret und wohl Blut gekostet und in den Stürmen und Ausfällen über 200 Mann geblieben. Da wir aber die Burg genommen hatten, da wollt ich

*) Die Hauptleute des Zuges waren: Stephan Hangenor — Hans Langenmantel von Radau — Jörg Rem — Sebastian Ilsung — und Joseph Onsorg.

Frau Elsbeth auffsuchen und Ritter Konzen und die andern Ritter, von denen ich wußt, daz sie bei ihm waren, und kroch durch alle Winkel und Löcher, die in der Burg waren, fand aber dar keinen. Da gedacht ich, daz sie mußten entflohen sein und Frau Elsbeth mitgenommen haben, wiewohl ich nit wußt, wo sie hinaus kommen sein mochten, so befahl ich allen Rittern und den Spießen und Söldnern, die ich bei mir hatte, aufzusitzen, und zertheilte sie zehne und zehne, und hieß sie ausreuthen rings umb das Schloß her, daz sie einander konnten sehen und zurufen, und ritt selbst mit. Den andern aber befahl ich da zu bleiben und die Burg zu zerbrechen und mit Feuer zu verbrennen, daz kein Stain sollt auf dem andern bleiben. Da wir nun ausgeritten waren und lange umsonst gesucht hatten, da hört ich durch den Wald Pferde jagen und Wagen treiben und hört auch Wehklagen. Da ritt ich darauf zu und sah Frau Elsbeth auf dem Wagen und Konzen und andere umbher; da gab ich ein Zeichen, und alle Ritter und Spieße kamen zu mir, und fielen wir über Konzen her; da wollt er einen Straich thun mit dem Schwert auf Frau Elsbeth. Aber ich kam ihm zuvor und haut ihn dermassen, daz sein Helm zerspaltete und er ganz betäubt war; da haut ich nochmal und schlug ihm den Kopf entzwei. Da fiel er vor mir nieder und die Ritter und Spieße, die umb ihn waren, die flohen und zum Theil wurden gefangen. Da ritt ich zu Frau Elsbeth und sah, daz sie unmächtig dalag im Wagen. Da es aber besser mit ihr worden war, da zogen wir zurück zur Burg und zerbrachen sie ganz

und machten sie zum Steinhaufen, und darauf zogen wir zurück zur Stadt. So hab ich nun ich Hanns von Königseck, Ritter, all daz gethan, waz ein Ersamber Rath der Stadt Augsburg mich geheißen und mir befohlen, und hab die Burg Villenbach zerbrochen und Frau Elsbeth befreit und daz gethan, was ich zu thun schuldig gewesen. Item sollt ir wizzen, Ersambe liebe Herrn und Freund, daz ich Euch für daz stattliche Geschenk, daz ir mir gemacht habt *), großen Dank weiß und es erkenne, daz ich kaum es verdient hab und so ir mich weiter brauchet, will ich Euch gerne dienen."

Hanns von Königseck,
Ritter.

Im Jahre 1372 geriethen die Augsburger mit dem Herzog von Bayern in Krieg. Wiedervergeltungsrecht verwüstete in wildem Kriegsbrande ringsumher die Gegend. Des Herzogs drei Söhne, Friedrich, Stephan und Johann zündeten nicht nur das Dorf Kissingen an, sondern gingen auch mit ihren zahlreichen Schaaren über den Lech, und brannten die Augsburgischen Dörfer Göggingen, Inningen, Bobingen, Wehringen, Pfersee, Bergen, Steppach, Kriegshaber, Oberhausen, Täfertingen, Hürblingen, Gablingen und Gersthofen nieder, und rückten jetzt zum Sturme gegen die Stadt an. Doch die tapfern Bürger griffen beim Schall der Sturmglocke zu den Waffen, widerstanden unter ihrem tapfern Kriegsobersten, dem Herzog

*) Dieses Geschenk war nebst dem Sold ein vollständig gesatteltes schönes Pferd.

Friedrich von Teck, der eben erst mit einem Sold von 400 Gulden angestellt worden, unter den sieben Hauptleuten Konrad Ilsung, Bartholomäus Riederer, N. Rappold, Herman Nördlinger, Hans Erringer und Ulrich Dietrich. Das feindliche Heer wurde aus zwanzig metallenen Donnerbüchsen, welche man in Augsburg für 50 Pfund Heller gegossen hatte, und deren man sich nach Erfindung des Schießpulvers hier zum ersten Male bediente *), unaufhörlich mit schweren steinernen Kugeln beschossen, und zum Abzug gezwungen.

Zum letzten Male ertönte sie als Sturmglocke im Jahre 1462, wo die Augsburger, ohne ein Treffen geliefert zu haben, mit großer Beute aus der jenseit des Leches liegenden Ebene zurückkehrten. Von dieser Zeit an mußte sie bei entstandenen Feuersbrünsten ihren Schall ertönen lassen. Sie hatte dabei ihren eigenen Wächter. Dieser mußte, wenn er Feuer sah, an die Glocke schlagen. Den Wachtdienst dabei hatten abwechselnd die Weinträger zu besorgen, welche dafür, daß sie steuerfrei waren, auch unentgeldlich Wasser herbeitragen mußten, wenn ein Brand ausbrach.

*) Im Jahre 1378 wurden wieder 3 metallene Kriegsstücke in den St. Ulrichshof von Johann von Arau gegossen, wovon das größte 127, das mittlere 70, das kleinste 50 Pfund auf 1000 Schritte schoß. Eben dieser Johann entdeckte dreien Rathsherren die damals noch sehr geheim gehaltene Kunst des Ladens und Losbrennens der Stücke um Geld. Im Jahr 1353 soll ein hiesiger reicher Jude, Namens Tibsiles, schon Schießpulver gehabt haben.

Sechzehntes Kapitel.

Ferneres Schicksal der Glocke.

Dieser Glocke schaudererregendes Dröhnen, welches die ganze Bürgerschaft in unruhige Bewegung versetzte, erweckte eines Tages ein frohes Gefühl in dem Innern aller Gutgesinnten der Stadt. Es war dieses am 18. April 1478, dem Tage der Hinrichtung des berüchtigten Bürgermeisters Schwarz. Derselbe, geboren 1422, hatte sich durch alle Ränke und Schliche zur Bürgermeisters-Würde, die er sieben Mal zum Verderben der Bürger bekleidete, hinaufgeschwungen. Vom Jahre 1469, dem Antritt der erschlichenen Würde, war sein Streben nur nach Alleinherrschaft gerichtet, und bald sah er sein Streben dadurch gekrönt, daß er in seiner Person alle Gewalten in einer Art Diktatur vereinigte. Diese Gewalt nun mißbrauchte der Verworfene zur Befriedigung seiner gränzenlosen Anmaßung und Herrschsucht. Und wie eine Pest weithin die Luft verpestet und Tausende ansteckt: eben so zog auch Schwarz in kurzer Zeit durch Bestechungen, Beförderungen und Schmausgelage eine zahlreiche Rotte zu seinem Anhange herbei, die er schützte, und von ihnen Schutz erwartete. Von dieser Zeit an waren Ungerechtigkeiten an der Tagesordnung. Verfolgungen, Unterdrückungen und Hinrichtungen erschreckten die Guten, die Schlechten bereicherten sie. Dreizehn angesehene, achtbare Bürger bluteten auf dem Schaffot, um durch ihr Blut und Vermögen den Haß und die zügellose Habsucht des Robespierres seiner Zeit zu stillen. Die beiden edlen Brüder Vittel, die hochherzigen Patrioten, standen den schlechten Absichten des ehemaligen Zunftmeisters der Zimmerleute — dieß war Schwarz — immer widerstrebend entgegen. An diese schloßen sich die Gutgesinnten an. Doch das Laster weiß ja Mittel, die Tugend anzugreifen. Die geachteten Brüder wurden des Hoch-

verraths angeklagt und in stürmischer Eile prozessirt und zur Enthauptung verurtheilt.

Mit edler Fassung und männlichem Muthe bestiegen die schuldlosen Schlachtopfer des Hasses am 19. April 1477 auf dem Fischmarkt das Schaffot. Nach Verlesung des Urtheils rief Hans Vittel aus: „Mag es Gott erbarmen, daß wir um die Wahrheit sterben müssen! Aber, Schwarz! du bist ein Erzdieb, der den Rath, und die Armen und Reichen bestohlen hat. Ehe ein Jahr vergeht, wirst du an den Galgen gehängt werden; darauf wollen wir als fromme, ehrliche Leute sterben.“

Diese Vorhersagung ging in Erfüllung. Zwar befand sich in diesem Augenblicke noch Niemand in der Stadt, der dem Wüthen des Ulrich Schwarz Einhalt thun wollte.

Die Unzufriedenen unter den Geschlechtern verließen die hartbedrängte, unter der Willkühr eines Despoten schmachtende Stadt. Schwarz ließ sich im Jahr 1478 zum siebenten Male mit Jos Onsorg zum Bürgermeister wählen. Doch das Maß seiner Verbrechen war voll. Das Ungewitter sammelte sich über seinem Haupte, um ihn hinabzuschmettern von dem lang gemißbrauchten Standpunkte. Es war am 11. April 1478 bei einer von Schwarz angeordneten Versammlung des Rathes, da trat auf Befehl des Landvogts, Heinrichs von Pappenheim, der Stadtvogt Georg Ott mit Harnisch, Schwert und Fausthammer an der Spitze bewaffneter Bürger unvermuthet in die Rathsstube, griff den Bürgermeister Schwarz auf seinem Sitz, und führte ihn zur gerichtlichen Verfolgung in Kerker ab. Ein gleiches Loos traf auch viere von den Zunftmeistern, welche Schwarzens Helfershelfer gewesen, Jos Taglang von den Bäckern, Marx Neumüller von den Zimmerleuten, Hans Häcker von den Schäfflern, Balthasar Glatz von den Bierbrauern. Die Familie Vittel, und besonders ein Bruder der Hingerichteten, welcher Deutschordens = Commenther in Oesterreich war, hatten die Sache beim Kaiser so geheim betrieben, daß nur Wenige im Rathe davon wuß=

ten; von den andern, die Gewissensbisse folterten, ergriffen mehrere die Flucht. Dem Volk, erfreut über den Sturz des Gefürchteten, wurde Ruhe geboten, und sogleich ein anderer Bürgermeister gewählt, und zwar in der Person des Georg Strauß.

Der Kaiser hatte unter seinem Landvogt ein Gericht über Schwarz niedergesetzt. Dasselbe bestand aus Bartholomäus Welser, Sigmund, Goßenbrod, Peter Hörwart, Bernhard Rehlinger, Georg Roß und Hans Weyher. Auf die Folter gebracht, gestand der Bösewicht die schwärzesten Verbrechen. Er wurde zum Galgen verurtheilt. In seinem schwarzsammtnen pelzverbrämten Rathsehrenkleid, den Kopf mit dem reich mit Perlen besetzten Sammetbaret bedeckt, fuhr er auf dem verhängnißvollen Wagen mit seinem Schicksals-Gefährten Jos Taglang zu demselben Galgen, welchen er erst vor Kurzem gegen Kriegshaber hin hatte herstellen lassen. Mit Feigheit und Todesfurcht bestieg der so lange Gefürchtete den Wagen. Bei seiner Hinausführung wurde die Sturmglocke geläutet, und nachher Lustfeste veranstaltet.

Von dieser Zeit an wurde zum ewigen Andenken an Schwarzens Ende am jährlichen Wahltage der sämmtlichen Rathsglieder das Zeichen der glücklich vollendeten Wahl gegeben. Diese geschah, nach Auflösung des zünftigen Regiments im Jahre 1548 durch Kaiser Karl V., und nach Einführung einer Art aristokratischer Regierung, also:

Um für eine glückliche Wahl und insgemein für eine gute Obrigkeit den Segen des Himmels zu erflehen, zog der katholische Theil der Bürgerschaft mit seinen Rathsherren in die St. Peterskirche zu einem feierlichen Hochamte und Messe mit Festmusik; die Protestanten begaben sich in die St. Annakirche, in welcher eine Predigt und ein Gebet für diesen ernsten Tag, und eine Festmusik gehalten wurde. Nach geendigtem Gottesdienste verfügten sich die beiden Stadtpfleger, die Geheimen, die Bürgermeister und übrigen Rathsglieder, so wie auch der große Rath der Dreihundert (der Repräsentanten der hiesigen Bürgerschaft)

auf das Rathhaus, woselbst der Wahlakt und die Besetzung der offenen Stellen mit allen herkömmlichen Formalitäten vor sich ging. War die Wahl beendigt, so wurde auf ein gegebenes Zeichen die Sturmglocke eine ganze Stunde lang geläutet. Der schauerliche Ton dieser Glocke erfüllte alle Gemüther mit den oft erschütterndsten Empfindungen. Unwillkührlich erinnerte man sich hiebei an die übel geführte Regierung des bösen Bürgermeisters Ulrich Schwarz, und betete daher mit Andacht um eine gute Obrigkeit zum Himmel. Unter dem feierlichen Geläute der Sturmglocke wurden die neu ernannten Rathsglieder, so wie jene des großen Rathes von den beiden Stadtpflegern in Eid und Pflicht genommen. Während dieser Zeit war die Stadtgarde in verstärkter Anzahl, so wie die sogenannte wilde Wache des Reichs-Stadtvogts, letztere mit ihren Hellebarden, an der Hauptwache in Parade aufgestellt.

Dieser Tag wurde von der Bürgerschaft in besondern Ehren gehalten. Aufrichtigkeit und brüderliche Eintracht herrschten in allen Ständen; und so konnte man also mit Recht diesen Wahltag ein Nationalfest nennen.

Diese Sturmglocke aber, welche so oft und zu so verschiedenen Zwecken ertönt hatte, wurde endlich im Juli 1813 aus dem Thurme herabgenommen und zertrümmert. Aus dem Metalle aber wurde nachher durch den Glockengießer Hubinger die große Feuerspritze Nro. 1 verfertiget.

»Dieses ist das Ende und Schicksal des Glockengießers und seiner Sturmglocke,« beschloß Meister Ulrich seine Erzählung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Waitzmann, Johann Georg

Meister Gräth, der Glockengießer, und die Sturmglocke zu Augsburg ein historisches Sitten- und Charakter-Gemälde aus dem Mittelalter

Augsburg 1842

Pead.pr. 3984
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11020757-3